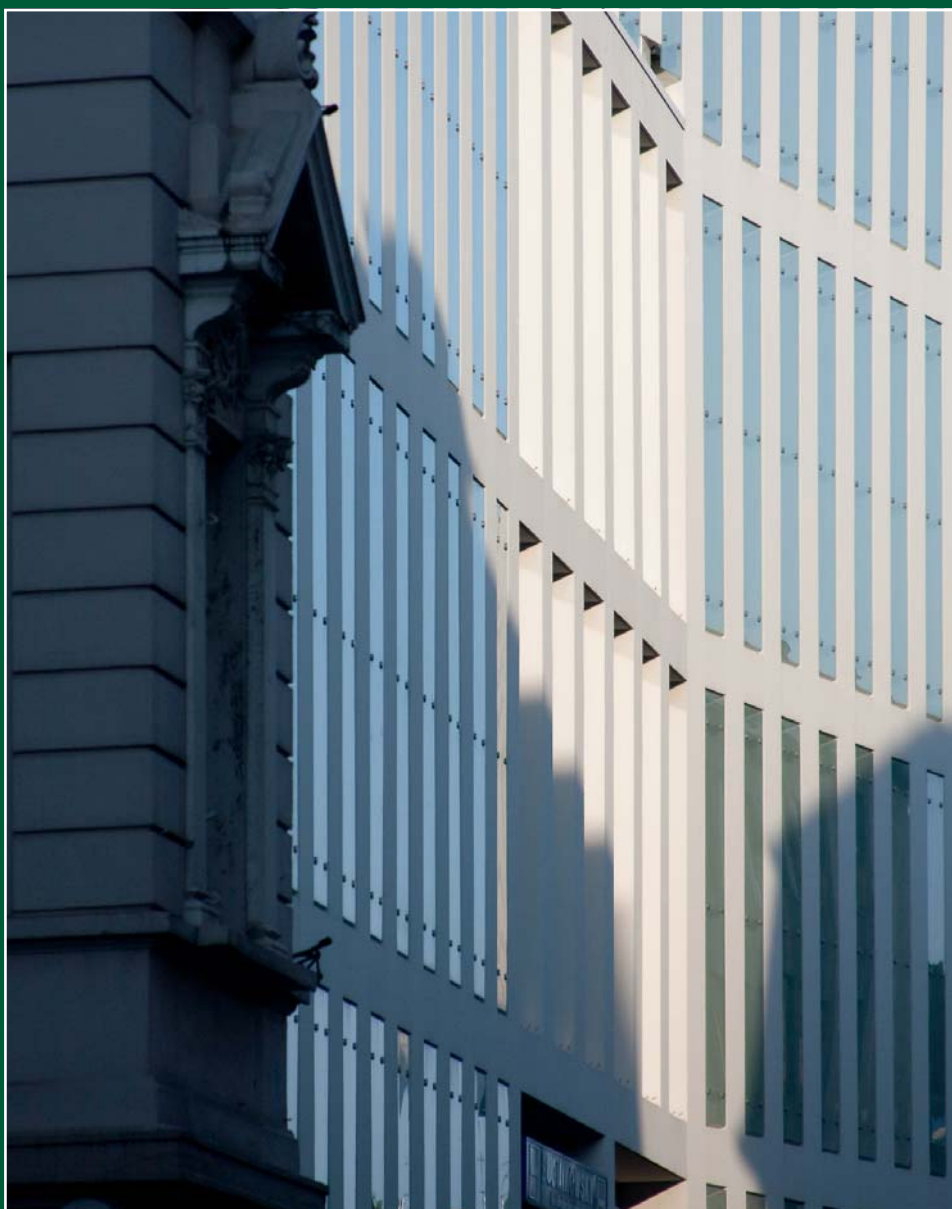


LÜBECKISCHE BLÄTTER

- Die Bürgerschaft hat
Senatoren gewählt 97
- Lübecker heute,
ethnologisch gesehen 98
- Hilfe für Senioren 100
- Aus der Gemeinnützigen 101
- Jochen Brüggem
im Gespräch 102
- Stadt der Wissenschaft 104
- Aus der Geschichte
des Schiffbaus 106
- Aus der Geschichte
der Kunstsammlungen 109
- Strandkörbe
und Faschismus 110
- Lübecker Lebensläufe 111
- Besprechungen 114
- Meldungen 120



Zeichnungsfrist vom
01.04. bis 29.04.2010.

Garantiert sicher. Mit Deka: DeutschlandGarant 2

Jetzt in Ihrer

 Sparkasse
zu Lübeck

 **Deka**
Investmentfonds



Allein verbindliche Grundlage für den Erwerb von Deka Investmentfonds sind die jeweiligen Verkaufsprospekte und Berichte, die Sie in Ihrer Sparkasse oder Landesbank erhalten. Oder von der DekaBank, 60625 Frankfurt und unter www.deka.de

Deka International S.A.

 Finanzgruppe



LÜBECKISCHE BLÄTTER

10. April 2010 · Heft 7 · 175. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Die Bürgerschaft hat zwei neue Senatoren gewählt

Von Klaus Brenneke

„Vorm Rathause drängen sich mittags um ein Uhr die Leute. Sie sehen sich an, sehen wieder geradeaus und recken die Hälse ... Es sind Leute aus allen Volksklassen, die hier stehen und warten, um ... des Wahlergebnisses zu harren.“

Nein, anders als in der Zeit der Budenbrooks ist eine Senatorenwahl heute kein Ereignis mehr, das die Passanten vor dem Rathaus auch nur zum Innehalten brächte. Das hat nichts mit der Qualität der Senatoren zu tun, schon gar nichts mit ihrer Anzahl – es sind nur noch vier –, sondern mit dem Stellenwert, den Kommunalpolitik im öffentlichen Bewusstsein einnimmt oder eben nicht mehr einnimmt.

Ein Name, der neben dem des Bürgermeisters unter solchen Umständen noch einen recht hohen Bekanntheitsgrad besitzen müsste, ist der von Wolfgang Halbedel, der nicht nur fast ein halbes Jahrhundert im politischen Geschäft tätig war, sondern nicht zuletzt durch seinen lange zurückliegenden Wechsel von der FDP

zur CDU als eine farbige, ja auch schillernde Persönlichkeit häufiger als manch ein anderer im Gespräch war.

Jetzt beendete er, soeben 65 Jahre alt geworden, seine zweite Amtszeit als Senator für Wirtschaft und Soziales, und diese seine letzte Bürgerschaftssitzung werden alle, die dabei waren, so bald nicht vergessen: Eingangs hatte er noch vier Einwohnerfragen zum Thema „Flughafen Blankensee“ mit großem Engagement für dessen Erhaltung beantwortet, und kurz vor 20 Uhr bat er noch einmal ums Wort, um sich zu verabschieden, musste aber, von Rührung überwältigt, abbrechen und verließ weinend den Saal in seinem Rollstuhl. Ein Bild von nur scheinbarer Symbolkraft, denn das körperliche Leiden, das die Bewegungsfreiheit des Senators seit einiger Zeit beeinträchtigt, hatte seiner Spannkraft und Eloquenz bis zuletzt gottlob keinen Abbruch getan.

Eine weitere Amtszeit lief ebenfalls aus: die des Senators für Umwelt, Sicher-

heit und Ordnung. Doch der hier in die Frühpensionierung geschickt wurde, ist 50 Jahre jung und unbestritten fit: Thorsten Geißler. Schon als Schüler politisch aktiv, hat er eine bruchlose CDU-Karriere hinter sich und stellte sich nunmehr wieder zur Wahl. Dabei unterlag er knapp mit 28 zu 30 Stimmen seinem Herausforderer, dem 56-jährigen Dolmetscher und Fraktionsvorsitzenden von Bündnis '90/Die Grünen, Bernd Möller. Zum Nachfolger Wolfgang Halbedels wurde der fünfzigjährige Architekt Sven Schindler gewählt; er erhielt 34 von 60 Stimmen.

Diese Ergebnisse spiegeln exakt die Machtverhältnisse in der Bürgerschaft und die zunehmende Verfestigung des rot-rot-grünen Bündnisses wider. „Ihr wisst, was ihr zu tun habt“, habe ich meinen Leuten gesagt, mehr war gar nicht nötig“, plauderte Peter Reinhardt, der Fraktionsvorsitzende der SPD, nach der Wahl gelöst aus dem Nähkästchen und spielte damit auf vorhergehende Differenzen innerhalb



Wechsel an der Verwaltungsspitze: Wolfgang Halbedel wird abgelöst von Sven Schindler, Bernd Möller wird Nachfolger von Thorsten Geißler (Fotos: Joëlle Weidig)



Abbildung auf der Titelseite: Lübecks neue Lebensqualität im Zentrum der Altstadt: Kampf der Baukulturen zwischen 1. und 2. Moderne

(Foto: Joachim Bauer)

seiner Partei an. ‚Was zu tun ist‘, bedeutete offenbar nicht, den ebenfalls der SPD angehörigen Mediziner Olaf Amblank zu wählen. Vorgeschlagen wurde er wiederum von der BfL; er kam als Neuling auf dem politischen Lübecker Parkett auf achtbare 23 Stimmen.

Der einzige der vier Neubewerber, der eine ausgeprägte Verwaltungserfahrung vorweisen kann, ist der Fraktionsvorsitzende der FDP, Thomas Schalies, seines Zeichens Ministerialbeamter in Schwerin; er erhielt jedoch nur ganze zwei Stimmen, während seine Partei immerhin fünf Abgeordnete stellt.

Welche Rolle die durchschnittlich zehnminütigen Reden gespielt haben, die die fünf Kandidaten am 25. März vor der Bürgerschaft, dem Publikum auf den Tribünen und den Hörern des Offenen Kanals gehalten haben, sollte man nicht überschätzen, denn erstens hatten alle schon einen Vorstellungsmarathon durch die Parteigremien hinter sich, und zweitens ging es dem rot-rot-grünen Lager vor allem um Geschlossenheit und Machterhalt, allen anderslautenden Gerüchten vor

allem aus der Fraktion „Die Linke“ zum Trotz. Dazu deren Fraktionsvorsitzende Antje Jansen hinterher hintergründig: „Alle (sieben) waren frei in ihrer Entscheidung.“

Mit einer Wiederwahl Thorsten Geißlers hätten zumindest einige Abweichler ein Zeichen setzen können. Nun aber ist namentlich die CDU mit einer Radikalität von allen Senatoren- und Aufsichtsratsposten ausgeschlossen worden, wie man sie im Rathaus seit Menschengedenken nicht erlebt hat. Makulatur wurde die Lesart, die SPD werde sich erkenntlich zeigen, nachdem das bürgerliche Lager sich der Wiederwahl der Senatoren Borns und Boden nicht so rigoros verschlossen hatte. Und das ist gar nicht so lange her ...

Verschlossen haben sich kritische Stimmen auch nicht der Frage nach der spezifischen Qualifikation Möllers und Schindlers. Dem könnte man entgegen, dass es auch in der Vergangenheit immer wieder „Fachfremde“ gegeben hat, die sich, einmal ins Amt gekommen, bald glänzend bewährten. Gerade ein so vielseitig informierter und engagierter Mann

wie Möller dürfte da wenig Schwierigkeiten haben.

Problematischer ist die Heterogenität der durch die Senatsreform zusammengefassten Ressorts: Wirtschaft und Soziales, Umwelt sowie Sicherheit und Ordnung. In diesem Zusammenhang ist an die notorisch kritische Distanz – um es milde zu formulieren – der Grünen gegenüber der Polizei und ihrer geringen Distanz zur linken Szene zu erinnern. Sven Schindler, der der gegenwärtigen Bürgerschaft nicht mehr angehört, war in der letzten Wahlperiode hauptsächlich als baupolitischer Sprecher der SPD hervorgetreten. Der Fachbereich „Planen und Bauen“ aber ist in den festen Händen von Bausenator Franz-Peter Boden ...

Nunmehr ergibt sich also folgende Ressortverteilung: Fachbereich 1: Bürgermeister Bernd Saxe; Fachbereich 2: (Wirtschaft und Soziales): Senator Sven Schindler; Fachbereich 3 (Umwelt, Sicherheit und Ordnung): Senator Bernd Möller; Fachbereich 4 (Kultur): Senatorin Annette Borns; Fachbereich 5 (Planen und Bauen): Senator Franz-Peter Boden.

Der Lübecker aus ethnologischer Sicht

Eine narrative Erkundung für Bewohner der südlichen Welthalbkugel

Von Thilo Vonderheide

Was den Nordländer angeht, verfügt die Völkerkunde heute über einigermaßen gesicherte Erkenntnisse: Der Bewohner des Hohen Nordens zeichnet sich aus durch das Trinken von Bügelbier, den Verzehr eines zersotenen Etwas namens Grünkohl und den Gebrauch eines für Außenstehende nur schwer erträglichen Idioms: „Sup di dun un` frät di dick und holl dien Mul vun Politik.“

Allzulang aber wiegte sich die Forschung in der trügerischen Sicherheit, dass damit auch schon der Lübecker an sich hinreichend gekennzeichnet sei. Heute kommt die Wissenschaft nicht umhin zu konstatieren: Der Lübecker (dto. die Lübeckerin) ist von ganz anderem Kaliber. Er verfügt über ein feinsinnigeres Wesen als angenommen, dito eine beweglichere Denkungsart und er verspürt den Drang zu Höherem in sich. Nach dem heutigen Stand der Erkenntnisse müssen Lübecker und Lübeckerin somit durchaus als Individuum originale und, en commune, als Völkchen per se eingestuft werden.

Zunächst ist da hinzuweisen auf Äußeres: So trägt der junge Lübecker sein

Beinkleid gern tief auf den Hüften liegend, während die Gefährtin ihren Nabel keck dem allgemeinen Anblicke bietet – was vor allem beim gemeinsamen Auftritt einen überaus putzigen Anblick darstellt. Das überkommene Idiom ist ihm fremder als das Kisuaheli Afrikas, er befleißigt sich einer sprachlichen Neuform, die durch plastische Farbigkeit bezaubert: Was ist schon das bekannte „Moin? Und?“ gegen ein neuerdings gültiges „Krass, ey, Horst, was geht, Alter?“

Auch die Ernährungsgewohnheiten haben sich gründlich verändert. Man greift an der Trave heute nur noch selten zu Verkochtem und Vermatschtem, sondern zieht Verpacktes und Verhacktes vor. Letzteres wird in Form von aufs Grausigste verstümmeltem Kuhfleische gereicht, das in unfertige Teigfladen geklebt ist. Dieser gemeine „Burger“ ersetzt weithin den kolossalen ziegelroten Schinken. Die Lust an Gebräutem und Gebranntem wiederum ist dem Lübecker geblieben. Nur der einst hochgepriesene Gekelterte namens Rotspon führt mittlerweile ein schon fast tragisches Randdasein.

Es ist dies alles freilich nicht bloß Schein und Glanz. Vielmehr zeugen derartige Curiositäten von einem tiefgreifenden Wandel im Verständnis des Lübeckers von sich selbst. Keinesfalls möchte er mehr bloßes Nordlicht sein! In strengem Mühen sucht er seinen Platz in einer Welt, der es an Größe gebricht, ihm und Seinesgleichen die ihnen per Herkunft zustehende Stellung einzuräumen. Sich abheben, anders zu sein als alles Volk außerhalb der Mauern wie auch die lange Reihe lübscher Altvorderen – das ist es, was ihn heute mit großer Leidenschaft umtreibt.

Kein Wunder somit, dass niemand mehr dem Idealbilde des schweigsamen Hanseaten nacheifert, der lange Tage grübelte, ehe er sich zu einem möglicherweise ganzen Satz hinreißen ließ, und dem jedes leichtfertige Scherzwort ein Greuel war. Eine neue Leichtigkeit des Parlierens herrscht heute vor. Am ausgeprägtesten findet sie sich im Parlament, wo robuste Naturen sich darin gefallen, das verbale Florett zu führen, mit dem groben Wortsäbel aufeinander einzudreschen und die große Kanone auf Spatzen

zu richten. Die Geschicke des Gemeinwesens spielen dabei hin und wieder am Rande eine Rolle, Gegenstand der Debatten ist die Gemütslage der Handelnden. Hat man viel und laut gefochten, spricht man von einer erfolgreichen „Bürgerchaftssitzung“.

Als bei Weitem nicht mehr zeitgemäß gilt auch das Vorbild der sparsamen Stadtväter, jener freudlosen Lutheraner, die verbissen den Stadtsäckel geschlossen hielten, als wäre es ihr eigener. Der Lübecker von heute zeigt pekuniäre Offenheit. Seine Großzügigkeit in Sachen Geld, das nicht sein eigenes ist, gilt als sprichwörtlich. Ballspielvereine, Gastorchester, Großkaufleute und Baucompagnien können ein fröhlich Lied davon singen. Vor allem in vermögenden Kreisen der irischen Insel schwärmt man noch heute in höchsten Tönen von der Spendabilität der Lübecker Luftfahrtfreunde.

Besonders ins Auge sticht an diesem Punkt eine gewisse Anfälligkeit der Lübecker für „Projekte“. Kommt nur einer daher und schildert ihnen die Zukunft mit großer Inbrunst in glühendsten Farben, sei es am Wasser, in der Luft oder auf dem grünen Rasen, geraten sie allesamt in Verzückung und können gar nicht schnell genug, ihn mit roten Teppichen, billigem Grund und Begrüßungs-, Hand- und Fördergeldern aller Art zu umgarnen.

Sie errichten Landegebäude für Wasserschiffe, Landebahnen für Luftschiffe, verlegen Straßenzüge, schleifen Häuser und stellen sich gar höchstselbst in den hanseatischen Regen, um ihresgleichen auch noch das kurioseste neue Narrenspiel aufzuschwatzen. Fremdes Geld wird in Lübeck stets bereitwillig hergegeben – immer im Vertrauen darauf, dass der Notnagel hält: „Wenn es eng wird“, zwinkert man sich zu, „springt schon eine Stiftung ein.“

Soviel Rührigkeit – und alles nur um des einen Zieles willen: Endlich wieder oben dabei zu sein. Denn mag der Lübecker sich äußerlich auch in bescheidenem Auftreten üben – dies ist der Stachel, den er tief verborgen in sich fühlt: Wir müssen wieder wer werden!

Königin der Hanse, Weltkulturerbe, Bayern-München-Bezwinger-Bezwinger – das kann noch nicht alles gewesen sein! Internationales Luftdrehkreuz, Deutscher Meister, Bühne des Jahres, Kulturhauptstadt Europas – da ist doch noch mehr drin! Gespeist wird dieser tragische Drang aus einer gewiss verständlichen Schwermut: Tag für Tag mit dem Blick auf die Spuren einstiger Größe klaglos

das Wissen um die jetzige Bedeutungslosigkeit hinzunehmen – nein, Lübecker zu sein, ist keine einfache geistige Lebensform in dieser Zeit.

Außerhalb der eigenen Mauern sorgt dieser sogenannte „lübsche Wahn“, untermalt von einem hochfahrenden Wesen, gelegentlich für eine gewisse Verwundung: „Ach die nun wieder“, heißt es bei den Nachbarn. „Arm wie eine Kirchenmaus, aber die Nase so hoch wie St. Marien.“

Geblieben ist dem Lübecker andererseits ein von alters überkommener, gar nicht hoch genug einzuschätzender Zug seiner Person: Es blüht der hanseatische Impetus, mitzuwirken an der Verschönerung der Heimatstadt, eigenhändig oder durch große Entschlusskraft, gepaart mit dem Wunsche, in derselben dauerhafte Spuren zu hinterlassen. Ein jeder leistet da heute seinen kleinen oder bedeutenderen Beitrag, und keiner davon wird gering geschätzt.

Da tun die einen sich hervor durch das Anbringen großflächiger Bildnisse aus Sprühfarbe an den Mauern der Häuser, in uneigennütziger Anonymität meist des Nachts, was am andern Morgen die Herrn der gewählten Objekte in helles Entzücken versetzt. Andere, in Ermangelung des dafür notwendigen ästhetischen Empfindens, lassen nur bauen und überraschen ihre Mitbürger immer wieder mit einem Reichtum nie gesehener Formen und Ausdrucksmittel. Von wolkigen Sahnebaisers und lichten Obstbuden im alten Gewande auf dem Markt reichen diese, über nicht leuchtende Lichter im Grunde des Koberg, bis zu lichtlosen Grotten in der Königstraße – Kreationen, die aufs Eindrücklichste in Wettstreit treten mit den Werken der Ahnherren.

Wiederum andere füllen luftige gelbe Säcke mit Hinterlassenschaften ihres Lebens und stellen sie auf den Straßen ab. Den künstlerischen Rest übernimmt der Wind. Er reißt die Behältnisse auf und drapiert den Inhalt aufs Amüsanteste an den Ecken – was ungemein zu einem jugendlich-verspielten Bilde Lübecks beiträgt und so manchem fremden Besucher helle Rufe des Erstaunens entlockt. (Besucher, die, auch dies darf nicht unerwähnt bleiben, in sonder Zahl willkommen zu heißen, Lübeck neuerdings nicht müde wird – so sie denn hohe Barschaft mit sich führen.)

Und selbst wer sich aufgrund ökonomischer oder gesundheitlicher Malaise außerstande sieht, einen eigenen Beitrag zu leisten, ist dabei: Er schickt seinen

Hund auf die Gasse und heißt ihn, das Seinige zur Stadtverschönerung zu tun.

Mithin ist, in Zusammenfassung neuester Erkenntnisse, der Stand völkerekundlicher Forschung dahin gehend zu korrigieren: Der Lübecker an sich ist keine nordische Tranfunzel. Er ist anders. Er strebt nach Weltläufigkeit und ist zugleich beseelt von einer liebenswerten, aber nicht immer zielführenden Weltentricktheit. Er vereint in sich das Leiden an seiner Stadt mit einer großen Freude am träumerischen Höhenflug. Er liebt den stolzen Auftritt – gerade bei leeren Kassen. Und er flüchtet sich, wenn er denn plötzlich wieder einmal den Widrigkeiten des Daseins gegenübersteht, allzu gern in magisches Denken, das stets in der beschwörenden Formel gipfelt: „Mein Gott, das finanziert sich doch von selbst.“

ANMERKUNG DER REDAKTION:

Thilo Vonderheide lebt seit 1982 in Lübeck. Sein Beruf ist es, die Welt zu bereisen und darüber kritisch zu berichten.

„Du musst die Männer schlecht behandeln“ – ein „Chansonical“ in der Galerie Defacto-Art

Wer hört sie nicht immer mal wieder gern: die Chansons eines Peter Kreuder oder Franz Grothe? Aber wie präsentiert man diese Schlager dem heutigen Publikum? Sascha Mink, Autor und Regisseur des neuen Stückes, hat sich dazu eine amüsante Rahmenhandlung ausgedacht. Die Hauptperson, Dina Novak, bedingt durch einen Fluch inzwischen schon 126 Jahre alt, schildert sehr lebhaft ihre meist frustrierenden Erlebnisse mit Männern in verschiedenen Epochen des 20. Jahrhunderts. Mal als ausschweifende Lebedame in den 20er Jahren, dann wieder als sittsame Hausfrau eines „echten“ Mannes in der Nazizeit, erleben wir die Sängerin Anna Wawrzyniak mit ihren unterschiedlichen Sichtweisen auf die Männer und die Liebe. Mit großer Bühnenpräsenz und flexiblem Einsatz ihrer großen Stimme schafft sie es, das Publikum immer wieder in diese Geschichte hineinzuziehen. Unterstützt wird sie am Klavier und auch als Bühnenpartnerin von Maria Merson, die nicht nur schwungvoll begleitet, sondern auch ihre weiteren Rollen überzeugend ausfüllt. Ein vergnüglicher Abend, der mehr Lust auf Chansons dieser Zeit und auf solche Umsetzungen macht.

Arndt Schnoor

Telefonseelsorge: Mehr Hilfe für Senioren

Pastorin Marion Böhrk-Martin stellte vor einigen Tagen in der Kirchenkanzlei des Ev.-Luth. Kirchenkreises Lübeck-Lauenburg das neue bundesweite öffentliche Erscheinungsbild der Telefonseelsorge vor. Mit dem neuen Motto: „Sorgen kann man teilen“ will die TelefonSeelsorge Lübeck in der kommenden Zeit vor allem ältere und alte Menschen erreichen, denn die sind bislang am Telefon völlig unterrepräsentiert.

Von etwa 28.000 Gesprächen im letzten Jahr waren nur knapp 1.618 Anrufer über 60 Jahre alt. Das gibt Pastorin Böhrk-Martin zu denken: „Es geht zwar vielen Senioren einfach gut. Aber Armut wird immer mehr Thema, viele ältere Menschen schämen sich, Sozialhilfe zu beantragen. Und knapp 42 % aller Selbsttötungen in Deutschland werden von Menschen über 60 vorgenommen. Einsamkeit im Alter, Trauer über den verstorbenen Ehepartner, über die man nicht hinwegkommt, das sind Themen der Gespräche, die wir jetzt führen.“

Pastorin Böhrk-Martin und ihre ehrenamtlichen seelsorgerlichen Berater möchten älteren Menschen Mut zusprechen, zum Telefon zu greifen – auch wenn sie nur mal eine menschliche Stimme hören möchten. Handreichungen und Poster werden in den kommenden Wochen an alle öffentlichen Einrichtungen verteilt werden. Mitarbeiter der TelefonSeelsorge lassen sich gern zu Vorträgen und Gesprächen über ihre Arbeit einladen.

Die TelefonSeelsorge Lübeck ist von Fehmarn bis Wismar und von Hamburg



Ehrenamtliche Marlies Reischuk und Heidi Thomsen, Pastorin Marion Böhrk-Martin, Ehrenamtliche Marlies Lange

bis an die Ostseeküste erreichbar. Rund 960.000 Menschen leben in diesem Einzugsgebiet. Das Markenzeichen ist: anonym, kompetent und rund um die Uhr erreichbar. Alle über 100 ehrenamtlich Tätigen, die nach einem ausgeklügelten Dienstplan das Telefon an 365 Tagen 24 Stunden am Tag besetzt halten, haben eine umfangreiche und anspruchsvolle Ausbildung durchlaufen. Über 180 Stunden Schulung, verteilt auf 15 Monate, bilden die Grundlage für die Kompetenz, Gespräche zu führen. Das Annehmen

fremder Sorgen ist nicht einfach, viele Dinge trägt man auch mit nach Hause, Schicksale, die man nicht vergisst. Die erwünschte Beratung muss hilfreich sein, darf aber nur öffentliche Einrichtungen empfehlen, juristische bzw. rechtliche Beratung ist nicht erlaubt, und manchmal ist auch nur die Frage nach dem nächsten Lebensmittelgeschäft, welches nach Hause liefert, zu beantworten.

Damit die ehrenamtlichen Helfer viele Jahre stark sein können, werden sie durch ein umfangreiches Programm begleitet. Neben einer Supervision an zwei Tagen im Monat gibt es zusätzliche Studientage zu bestimmten Themen und qualifizierte Fortbildungen. All dies dient nicht nur dem Dienst innerhalb der TelefonSeelsorge, sondern auch der persönlichen Weiterentwicklung und der Selbsterfahrung. Genauso wie der Anteil von Migrantinnen und Migranten in unserem Lande wächst, wächst auch deren Anteil an den Anrufern. „Darum können sich Anrufende auf Anfrage bei uns auch in ihrer Muttersprache unterhalten. Wir haben Mitarbeiter, die türkisch, russisch, polnisch, englisch und französisch sprechen“, so Böhrk-Martin. Die TelefonSeelsorge Lübeck freut sich auf neue Interessierte, sowohl als Anrufer als auch am Telefon und ganz neu: am PC per E-Mail.

(Pressemitteilung)

*Kontakt: 0451-302481, SeelsorgeTelefon 0800-1110111 kostenfrei aus dem deutschen Festnetz.
www.telefonseelsorge-luebeck.de*

Frühjahrsputz 2010 in Vorwerk Falkenfeld



Ein wenig Sonne, ein bisschen Nieselregen, aber durchweg eine milde Temperatur; auch diesmal hat das Wetter beim Frühjahrsputz 2010 in Vorwerk Falkenfeld wieder mitgespielt; nicht so gut war hingegen die Beteiligung: Die Demoaktivitäten rund um den Bahnhof schienen auch hier im Stadtteil eine Rolle

Das Bild zeigt den 1. Vorsitzenden Peter Jugert vom Förderverein Bürgerhaus Vorwerk Falkenfeld, der natürlich ebenfalls kräftig mitsammelte, im Kreis junger Helfer.

(Foto: Daniela Kerschbaumer, Nachbarschaftsbüro im Bürgerhaus Vorwerk Falkenfeld)

mit zu spielen, denn Personen mit Migrationshintergrund blieben zu Hause: „... wir verlassen heute nicht die Wohnung ...“ wurde den Organisatoren der Aktion für einen sauberen Stadtteil gesagt. Dennoch, die Freiwillige Feuerwehr Vorwerk, der VFL-Vorwerk und einige Familien sammelten Müll auf den öffentlichen Wegen und Plätzen und beseitigten den von den lieben Mitmenschen hinterlassenen Unrat.

Zum Abschluss gab es für die fleißigen Helfer eine Anerkennungsurkunde, Saft und Kuchen, Süßigkeiten und eine deftige Suppe, zubereitet von Helfern aus dem Jugendtreff des Bürgerhauses.



mittwochsBILDUNG

28. April, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei
„Wie lernt man in der Berufsschule?“
 Vortrag und Gespräch mit Jörg E. Feuchthofen,
 Rechtsanwalt, Geschäftsführer der Vereinigung der
 hessischen Unternehmerverbände e. V., Frankfurt/M.

Theaterring

Schauspiel

Freitag, 16. April, GT I, Kay Pollack, **Wie im Himmel**
 Sonntag, 18. April, GT II, Henrik Ibsen, **Hedda Gabler**



21. April, 19.00 Uhr
Das imaginäre Venedig
 Vortrag von Dr. Geritt Confurius, Berlin
 Hoghehus (IHK), Koberg 2



23. April, 18.30 Uhr, VHS, Huxstraße 118–120
Mein graues Herz –
Die Geheimnisse der Frida Kahlo
 Dr. Hans Thomas Carstensen

In den vergangenen Jahrzehnten ist die mexikanische Malerin Frida Kahlo (1907–1954) auch außerhalb ihres Heimatlandes wiederentdeckt worden. Spätestens seit der Hollywood-Verfilmung ihres dramatischen Lebens ist sie auch in Europa eine Art Kultfigur geworden. Ihre Werke, in denen sie oft schonungslos ihr Seelenleben zu offenbaren scheint, berühren auf eigenartige Weise. Aber Frida Kahlo hat nie ganz in ihr Innerstes blicken lassen. Auch wenn sie scheinbar freimütig über sich Auskunft gibt, verhüllt sie sich doch hinter Rätseln und Legenden. So bleibt in ihren Bildern auch immer etwas verborgen. Sie sind – wie alle großen Kunstwerke – geheimnisvoll und hartnäckig in ihrem Schweigen. Dr. Hans Thomas Carstensen, durch verschiedene Vorträge über Maler in der DIAG bestens bekannt, wird an diesem Abend Leben und Werk dieser außergewöhnlichen Künstlerin näher bringen.



Eine Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der VHS - Forum für Weiterbildung in Lübeck. Eintritt 5,- Euro (Mitglieder der DIAG frei). In der Pause werden Tapas und Getränke angeboten.

Kolosseum



18. April, 19.30 Uhr
Bennewitz Quartett
 Kammerkonzert
 Verein der Musikfreunde

24. April, 20 Uhr
Olaf Schubert

Es heißt, man soll in seinem Leben drei Dinge tun: ein Kind zeugen, ein Haus bauen einen Baum pflanzen. Wenn es irgendwas gibt, was man in seinem Leben auf gar keinen Fall versäumen sollte, dann ist es, Olaf Schubert samt seinen beiden Freunden live erlebt zu haben.



10. April, 18 Uhr, 11.–14. April, 20.30 Uhr
Brand upon the Brain
 USA/CDN 2006, 95 Min., OmU,
 FSK: –, Empfehlung KoKi: ab 16 Jahre
 Regie: Guy Maddin

Zusammen mit einer Gruppe Waisenkinder wachsen Guy und seine Schwester auf der entlegenen Insel Black Notch auf. Während Guys tyrannische Mutter jede Bewegung der Kinder von der Spitze des Leuchtturms aus verfolgt, tüftelt sein Vater, ein Wissenschaftler und Erfinder, heimlich Tag und Nacht im Kellerlabor. Als ein Elternpaar, das Kinder aus dem Waisenhaus adoptiert hat, rätselhafte Kopfverletzungen bei den Kleinen entdeckt, wird ein weiteres Geschwisterpaar auf die Insel geschickt: die Lightball Kids, zwei Detektive, die Licht in das Dunkel bringen sollen. Während die Schwestern und Brüder in den Gefühlsstrudel der ersten Liebe gerissen werden, kommt im Elternhaus Abgründiges zum Vorschein.



10. April, 20.30 Uhr, 11.–14. April, 18 Uhr
Max Manus
 Nor. 2008, 119 Min., FSK: ab 12 Jahre Regie:
 Joachim Rønning

Max Manus ist nur einer von vielen jungen Männern in Norwegen, die entsetzt sind, als ihr Land in die Hände von Nazi-Deutschland fällt. Zu allem entschlossen, schließt er sich gemeinsam mit seinen besten Freunden dem Widerstand an und macht den Besatzern mit ersten Sabotageakten das Leben schwer. Max setzt sich nach Schottland ab, wo er sich militärisch ausbilden lässt. Als er nach Oslo zurückkehrt, gelingt es ihm, in einer spektakulären Aktion wichtige deutsche Kriegsschiffe außer Gefecht zu setzen. Die Antwort der Nazis lässt nicht lange warten: Erbarmungslos macht Gestapo-Offizier Fehmer Jagd auf den Widerstand. Wenn Max nicht auf Tikken vertrauen könnte, die er abseits der Kriegswirren in Stockholm kennengelernt hat, würde er zerbrechen. Ihre Liebe gibt ihm die Kraft zu einer letzten spektakulären Aktion, die sich als entscheidend für den Ausgang des ganzen Krieges erweisen könnte ...



15.–17. April, 18 Uhr, 18. April, 20.30 Uhr,
 20.–21. April, 20.30 Uhr
Das Orchester von Piazza Vittorio
 (L'orchestra di Piazza Vittorio)

Italien 2006, 93 Min., OmU, FSK: o. A.,
 Regie: Agostino Ferrente

Im römischen Stadtteil Piazza Vittorio, dem größten multiethnischen Viertel der italienischen Hauptstadt, treffen Lebensgeschichten von Menschen aus aller Welt aufeinander. Aus einer Bürgerinitiative gegen die Schließung eines populären Kinos entsteht der Gedanke, ein multikulturelles Orchester zu gründen. Jeder der 16 Musiker aus 11 Ländern, einige von Abschiebung bedroht, bringt hier neben seinem persönlichen Background auch Lieder und Instrumente aus seiner Heimat in das Orchester mit ein, so dass eine aufregende Fusion musikalischer Stile, Melodien und Stimmen aus aller Welt entstanden ist.

Wirtschaft in/aus Lübeck. Perspektiven

Jochen Brüggén – hanseatischer Kaufmann in Europa und der Welt

Von Hagen Scheffler

Die Firma

Die Firma „H. & J. Brüggén KG“ wird von Wirtschaftsingenieur Jochen Brüggén als Geschäftsführer geführt zusammen mit Bruder Hanno (Jurist) und Cousin Johannes (Betriebswirt).

Am Anfang der Firmengeschichte steht eine Buchweizen-Mühle des Urgroßvaters in Neumünster im 19. Jahrhundert. Den Buchweizen bezog er von den Bauern der Geest rundherum. Als durch diverse Fortschritte in der Landwirtschaft auf den Geestböden auch anspruchsvollere Pflanzen angebaut werden konnten, wurde es immer schwerer, Buchweizen aus der Region zu bekommen. Die Folge war, dass der Urgroßvater im Lübecker Hafen eine neue Mühle für importiertes Getreide errichtete und nach Lübeck zog. Hier baute er ab 1886 das heutige Firmenimperium in der Hafenstraße direkt an der Trave auf, wo der Rohstoff Getreide überwiegend per Schiff angelandet wurde und wird. Der Stammsitz in der Hafenstraße ist erst vor wenigen Jahren durch eine große Fertigungshalle für Müsliriegel erweitert worden. Außerdem besitzt die Firma eine weitere Produktionsstätte und ein Hochregallager im Glashüttenweg/Karlshof. In Planung befindet sich eine ca. 160 Meter lange schmale Produktionsstätte für Müsliriegel entlang des Konstin-Kais südlich der Warburgbrücke. Für das insgesamt 30 Mio. Euro umfassende Investitionsvolumen (mit 3,1 Mio. Euro an Zuschüssen vom Land und der EU) wird außerdem der Ausbau des Hochregallagers am Glashüttenweg betrieben. Nördlich der Warburgbrücke werden für die nächsten zehn Jahre drei weitere Lagerhallen von der Lübecker Hafengesellschaft angemietet. Auch in den Nachbarländern Frankreich und Polen besitzt das Unternehmen Niederlassungen. Knapp 1.000 Mitarbeiter beschäftigt das prosperierende Unternehmen, davon ca. 550 in Lübeck. Hergestellt werden vor allem Haferflocken, Müslis, Müsliriegel und Cornflakes. Die Hauptabsatzmärkte des europaweit bekannten und führenden Cerealien-Unternehmens liegen in Deutschland und in

Europa, insgesamt exportiert Brüggén in 90 Länder weltweit.

Das Interview

LB: Herr Brüggén, hat eine Jahreszeit wie z. B. der Winter Folgen für den Umsatz der Produktion?

J. B.: Manchmal schon. Ein kalter Winter wie dieser hat die Produktion von Haferflocken um ca. 50% gesteigert, vermutlich als Vogelfutter. Oder Müslis: Sie werden immer in Diät verdächtigen Zeiten stärker nachgefragt.



LB: Wie hat sich die jüngste Finanz- und Wirtschaftskrise auf Ihre Firma ausgewirkt?

J. B.: Wir haben schon 1 bis 2 Jahre vor der eigentlichen Krise bereits die Explosion der Rohstoff-Preise (z. B. für Kakao oder Hafer) zu spüren bekommen. Zum Glück hat sich inzwischen die Spekulation auf diesem Gebiet beruhigt. Die jüngste Finanz- und Wirtschaftskrise hat sich insgesamt nicht negativ auf unsere Produktion ausgewirkt. Aber der Wettbewerb für unsere Produkte ist deutlich härter geworden. Bei den Preissenkungen der großen Discounter beziehen viele Hersteller, auch wir, in Bezug auf die Preise „ziemliche Prügel“.

LB: Ist die Firma Brüggén als Familienunternehmen gegen weltweite Finanz- und Wirtschaftskrisen gut aufgestellt?

J. B.: Ja, durchaus. Das heutige Bild des mittelständischen Unternehmers ist positiv besetzt, gekennzeichnet durch Flexibilität, durch die Möglichkeit, schnelle Entscheidungen treffen zu können, aber vor allem durch seinen Vertrauensbonus, der ihm, wie früher dem hanseatischen „ehrbaren Kaufmann“, aus seinem langfristig angelegten Handlungskonzept erwächst.

LB: Womit und wo machen Sie Ihre stärksten Umsätze?

J. B.: Sehr beliebt sind neben den Haferflocken und Cornflakes vor allem unsere diversen Müslis und die Müsliriegel. 95 % unseres Umsatzes machen wir in Europa, ein Drittel davon etwa in Deutschland, dann folgen Frankreich, Polen, Spanien und Italien.

LB: Wie viele Müsliriegel- und Müslipackungen produzieren Sie an einem Tag in Lübeck?

J. B.: Einige Hunderttausend!

LB: Wie erklären sich die guten Umsätze in Frankreich und Polen?

J. B.: In zwei Ländern mit ausgeprägter landwirtschaftlicher Struktur, die im Westen bzw. im Osten direkt an Deutschland grenzen, unterhalten wir Zweigwerke, das in Frankreich ist erst 2009 fertiggestellt worden. Polen erscheint uns als eines der wirtschaftlich stärksten Länder des ehemaligen Ostblocks und für uns derzeit interessanter als z. B. Russland. Aus Kostengründen versuchen wir in der Nähe der Kunden und der Rohstoffe zu produzieren, das spart z. B. Fahrt- und Energiekosten und schützt die Umwelt.

LB: Sind weitere Standorte im Ausland geplant?

J. B.: Zur Zeit nicht. Stattdessen erweitern wir unseren Standort in Lübeck am Konstin-Kai südlich und nördlich der Warburgbrücke und am Glashüttenweg. Wir bauen uns vor Ort zu einem modernen Verbundstandort aus, zu dem die Rohstoffe per Schiff gebracht, dann in automatischen Produktionsstraßen weiterverarbeitet, verpackt und verladen bzw. gelagert werden. Wir hoffen mit den Neubauten bis zum Jahresende 2011 die hiesige Produktion von Knuspermüslis und Müsliriegeln ansatzweise verdoppeln zu können.

LB: Haben Sie für diese Expansion genügend qualifizierte Mitarbeiter?

J. B.: Ja, zusätzliche Arbeitskräfte bekommen wir vom Lübecker Arbeitsmarkt, wir müssen sie allerdings häufig qualifizieren. Wir haben 47 Auszubildende. Da die Arbeitsprozesse immer komplizierter werden, spielt die innerbetriebliche Ausbildung eine immer wichtigere Rolle. Ein Pilotprojekt, an dem 12 Ungelernte teilnehmen, geht jetzt Ende März nach einem $\frac{3}{4}$ Jahr Ausbildung in Praxis und Theorie (z. B. in Mathematik, Lebensmitteltechnik, Sicherheit) mit den entsprechenden Prüfungen zu Ende, die neuen Zertifikate können im Mai überreicht werden.

LB: Können Sie die gestiegenen Anforderungen an das Leistungsvermögen der Arbeitnehmer etwas verdeutlichen?

J. B.: Als ich hier anfang, gab es nur wenige neben mir, die ein abgeschlossenes Studium besaßen. Heute hat sich das Verhältnis zugunsten derjenigen mit einem Hochschulstudium deutlich verändert. Als Nächstes werden wir auf der betrieblichen Ebene, auf der Abteilungsleiter- und Schichtleiterenebene, mehr Studierende benötigen.

LB: Wie und wo werden solche Fachkräfte ausgebildet?

J. B.: Solche Fachkräfte können beispielsweise in einem dualen System ausgebildet werden: Auf ein Jahr Ausbildung im Unternehmen folgt ein Studium mit dem Schwerpunkt Lebensmittelproduktion, immer wieder ergänzt durch praktische Arbeit im Unternehmen. Die nächste Fachhochschule ist diesbezüglich noch in Bremerhaven. Doch der Verein „FoodRegio“ hat in Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Lübeck und der Possehl-Stiftung erreicht, dass ab 2011 an der Fachhochschule Lübeck ein Studiengang „foodprocessing“ mit Schwerpunkt Lebensmittelproduktion eingerichtet wird. 4 Professorenstellen, eine davon durch die Possehl-Stiftung und Wirtschaft finanziert, sind bewilligt. Weiterhin entsteht an der Fachhochschule in Lübeck ein Biotechnologie-Zentrum, dessen Forschungs- und Entwicklungskompetenz auch zur Lösung besonderer Probleme vor Ort eine wichtige Rolle spielen wird.

LB: Gibt es auch in Bezug auf die Lebensmittelversorgung spezielle Bedürfnisse einer Region?

J. B.: Es gibt tatsächlich regionale Eigenheiten. Das haben wir z. B. in Frankreich gemerkt, wo zunächst unsere Müsliriegel nicht recht ankamen. Erst

als wir aufgrund unserer Recherche die Müsliriegel stärker dem französischen Geschmack anpassten, hatten wir den gewünschten Erfolg. Allgemein lässt sich sagen: Es gibt auch einen eindeutigen Trend hin zu Produkten aus der Region. Für das Kaufverhalten ist die Authentizität der Produkte oft entscheidend. Dabei spielen ein gestiegenes Umwelt- und Gesundheits-Bedürfnis, mehr vegetarische Ernährung, mehr Abwechslung im Speiseplan eine wichtige Rolle. Wir haben mit Produkten wie Grütze von Buchweizen und Hafer oder Graupen auch solche regionalen Produkte in unserem Sortiment.

LB: Woher wissen Sie, was in 10 oder 20 Jahren gern gegessen wird?

J. B.: Die Geschmackskultur befindet sich in ständiger Entwicklung und hängt von vielen Faktoren ab. Nach dem Kriegsende 1945 galten andere Bedingungen wie heute in der Überflussgesellschaft. Neben bestimmten Mode-Erscheinungen beim Essen spielt seit einigen Jahren die zunehmende Allergie-Anfälligkeit von Menschen eine sehr wichtige Rolle. Beispielsweise produzieren wir in Lübeck für den skandinavischen Markt Frühstückscerealien in einem komplett nussfreien Werk. Auch die „Trendtage“ der „FoodRegio“, der Vierte hat gerade in den Media-Docks stattgefunden, dienen der Erkundung neuer Geschmacksrichtungen. Beliebt sind derzeit Lebensmittel, die folgende Eigenschaften besitzen: natürlich, gesund, leicht zuzubereiten, preiswert.

LB: Was ist „FoodRegio“? Welche Rolle spielen Sie dabei?

J. B.: An der Gründung von „FoodRegio“ vor fünf Jahren war ich aktiv beteiligt und derzeit bin ich Vorstandsvorsitzender der Vereinigung. Es handelt sich um ein Netzwerk zum Lebensmittelbereich, an dem derzeit bereits über 25 Betriebe und Einrichtungen beteiligt sind. In Lübeck bzw. im Bereich des Oberzentrums Lübeck werden recht viele Lebensmittel hergestellt (von Fischkonserven über Suppen bis zu Marmeladen und Marzipan), sodass es nahe lag, ein Forum zu schaffen, um gemeinsame Themen der Lebensmittel-Branche beispielsweise im Bereich Maschinenbau, Hygiene und Verpackung, Logistik und Energie-Einsparung besser lösen zu können. Ein sehr wichtiges Problem stellt die Aus- und Weiterbildung dar, die sehr aktiv betrieben wird, um bei sinkenden Zahlen von Auszubildenden genügend Qualifizierte in der Region zu haben.

LB: Welche Rolle stellt die Lebensmittelindustrie für Lübeck und das Land Schleswig-Holstein dar?

J. B.: Pro Kopf ist die Lebensmittelproduktion in Lübeck etwa dreimal höher als im Bundesdurchschnitt. Die Betriebe der Lebensmittelproduktion zählen in der Hansestadt zu den wirtschaftlich stärksten. Auch auf Landesebene ist die Bedeutung dieser Branche in Bezug auf das Steueraufkommen wichtiger als z. B. der Tourismus.

LB: Sie unterstützen das Projekt HanseBelt der IHK und den Bau der Beltbrücke. Warum?

J. B.: Brücken verbinden, stellen keine Barriere dar. Die Beltbrücke holt Skandinavien näher an Mitteleuropa heran und schafft ein dichteres Miteinander.

LB: Ist das wirtschaftliche Potenzial zwischen Skandinavien und Mitteleuropa nicht längst ausgereizt? Besitzt stattdessen nicht der Ost-West-Handel zwischen Russland und Mitteleuropa die viel größeren Ausbauchancen?

J. B.: Nein, das glaube ich nicht. Die Beltbrücke wird die Fantasien der Menschen beflügeln und wird zu einer nachhaltigen Schlagader für den HanseBelt und Nordeuropa werden, wie es einst die Brennerautobahn oder die Autobahn zwischen Mailand und Venedig für Norditalien wurden. Die Märkte Osteuropas entwickeln sich zwar auch positiv, insbesondere der polnische. Doch speziell Russland hat da noch einen langen Weg vor sich.

LB: Gesetzt den Fall, Sie hätten einen Wunsch frei: Was wüssten Sie sich für Lübeck?

J. B.: Oh, das ist nicht so einfach zu sagen. Auf jeden Fall wünsche ich mir eine strukturelle Änderung in der Situation der städtischen Finanzen. Ich bin mir auch sicher, dass dies langfristig möglich ist – z. B. im Zusammenhang mit der Entwicklung des HanseBelts. Auch die expandierende „FoodRegio“ wird dabei ihren Beitrag leisten. Lübeck besitzt mit seinem Welterbe, seiner lebendigen Kultur und sich schnell entwickelnden Wissenschaft, mit seiner Einbettung in eine wunderschöne Landschaft und mit seiner Drehscheiben-Funktion für Skandinavien und den gesamten Ostseeraum alle Voraussetzungen, die eigene Zukunft positiv gestalten zu können und eine hohe Lebensqualität zu bieten.

*Das Gespräch mit Jochen Brüggemann
führten Manfred Eickhölder und Hagen Scheffler
am 11. März 2010*

Lebensqualität und Lebenswissenschaften

Lübecks zweite Bewerbung als Stadt der Wissenschaft

Von Manfred Eickhölder

Im Wimpernschlagfinale unterlag Lübeck bei der Bewerbung zur Stadt der Wissenschaft für das Jahr 2010, jetzt wagt man einen zweiten Versuch für 2012. Gestärkt durch die seit 2009 tätige Wissenschaftsmanagerin Frau Dr. Iris Kläßen und angespornt durch das Wissen, dass es in diesem Wettbewerb, den der Stifterverband der deutschen Wissenschaft auslobt, fast schon so etwas wie eine goldene Regel ist, beim zweiten Anlauf den Sprung nach ganz oben zu schaffen, hat Bürgermeister Bernd Saxe am 11. März im Rathaus den Startschuss gegeben. Bis Ende Oktober muss Lübeck ein Konzeptpapier vorlegen, dann entscheidet eine Jury des Stifterverbandes, ob die Stadt zur Hauptentscheidung im März 2011 zugelassen wird. Nimmt man die erste Hürde im Herbst 2010, dann fließen 50.000 Euro für ein Pilotprojekt. Erlangt man 2011 den Titel, dann fließen ca. 250.000 Euro für 2012. Für Frau Dr. Kläßen läuft somit der Countdown, aber sowohl Professor Stefan Bartels, Präsident der Fachhochschule als auch Matthias Schulz-Kleinfeldt, neuer Hauptgeschäftsführer der IHK, sehen Lübeck sehr gut aufgestellt und gerüstet.

Ziele und Konzepte

Die Bewerbung als Stadt der Wissenschaft soll wahrgenommen werden als ein Baustein der Wissenschaftsentwicklung der Stadt in den kommenden zehn Jahren, eingebunden in eine Regionalentwicklung, Stichwort HanseBelt. Nach Einschätzung des Initiativkreises Stadt der Wissenschaft gewinnt Lübeck als Wissenschaftsstadt an Profil, so das Leitmotiv. Man unterscheidet dabei folgende drei Bereiche: 1. Lübecks nationaler und internationaler Ruf auf Forschungsfeldern der Medizin, der Natur- und der Musikwissenschaften, 2. Die vorbildliche Kooperation zwischen Wirtschaft und Wissenschaft und 3. Die besondere Tradition der in der Bürgerkultur verankerten Wissenskultur. „Das alles soll in und um Lübeck weithin bekannt sein“, so die Zielsetzung für 2012.

Entwicklungsziele

Man hat sich Entwicklungsziele gesetzt im Bereich *Stadtentwicklung* (Ausbau der Hochschul- und Forschungsinfrastruktur), für den *Standortfaktor* (enge Kooperation

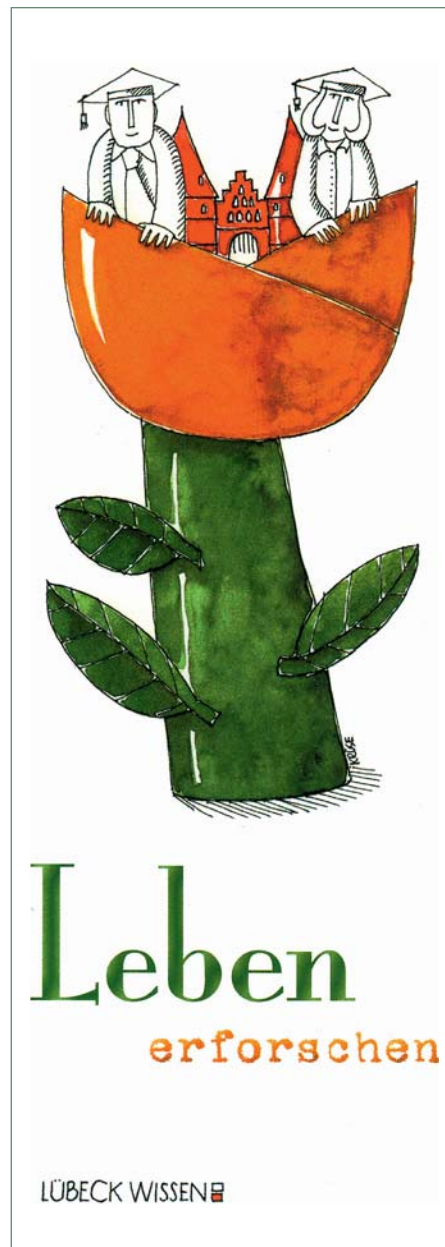
zwischen Hochschulen und Wirtschaft stärken und ausbauen), für die *Identitätsbildung* (Wissenschaft in den Köpfen und Herzen der hier lebenden Menschen verankern) und zur *Stärkung der Region* (Dritten die Botschaft und Strategie ver-

On Campus), und es sind Teilprojekte im Blick („Leben morgen“, z. B. Lernen im Schlaf, LabCooking, Science Symphony). Ähnlich sieht es bei den anderen Entwicklungszielen aus. Was noch gänzlich fehlt, ist im Bereich Stadtentwicklung eine „Uni-Vision 2020“. Die Vision des Gesamtprojektes lautet: „Stadt (und Region) werden von Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Bevölkerung als ein attraktiver und exzellenter Hochschul-, Forschungs- und Bildungsstandort wahrgenommen“, so das detaillierte Konzept der Wissenschaftsmanagerin.

Bei der Verkündung der Bewerbung zur Stadt der Wissenschaft ergänzte Frau Dr. Kläßen, das sogenannte Brandmeyer-Gutachten vom Juli 2009, das als ersten Schritt für das Stadtmarketing-Zielsystem Lübeck eine „Analyse des Erfolgsmusters der Marke Lübeck“ vorgelegt habe, weise der Stadt im Kern sowohl bei Bewohnern als auch bei Besuchern eine hohe „Lebensqualität“ zu. Sie setze auf eine Verbindung der Begriffe Lebensqualität und Lebenswissenschaften (Lifesciences).

Aus Fehlern gelernt?

Auch wenn die erste Bewerbung 2008 Lübeck im Fotofinish den zweiten Rang zwies, es gab seinerzeit sachlich-fachliche Kritik und Selbstkritik. Die schwache Einbindung der Bewohnerschaft – der (überaus erfolgreiche) Tag der Wissenschaft kam erstens als Schnellschuss und zweitens viel zu spät – sowie die fehlende Regionalanbindung waren zwei gewichtige Kritikpunkte; beides wird beim zweiten Anlauf vermieden. Unübersichtlich ist die Situation bei einem Thema, dem seinerzeit von Insidern ein großes Gewicht beigemessen wurde. Lübecks Universität ist nach dem Urteil von Fachleuten weit davon entfernt, den Begriff Universität im vollen Umfang auszufüllen. Das gilt sowohl für die Naturwissenschaften, als in ganz besonderem Maße für die Kulturwissenschaften. Deshalb ist es umso überraschender, dass es in Lübeck zwar wirtschaftlich und wissenschaftlich sehr erfolgreiche Kulturwissenschaften bereits gegeben hat und gibt, diese Tatsache aber im jetzigen Konzeptzustand weder aufgezeigt noch strategisch genutzt wird. Auch fehlt eine kulturwissenschaftliche und



mitteln und als Partner gewinnen). Im Arbeitsfeld „Identitätsbildung“ ist schon das Handlungsfeld benannt (Bewerbung zur Stadt der Wissenschaft), sind Leitprojekte ausgewählt (Bürgerakademie, Kinder- und Schüleraustausch Nikita, Ausgrabung/Archäologie, Energiehaus, Smart-City, Internationalität Region, Neue Medien

kulturwirtschaftliche Entwicklungsperspektive für die kommenden zehn Jahre.

Der Initiativkreis spricht von der in der „Bürgergesellschaft verankerten Wissenskultur“ und verbindet damit eine Zuordnung zu den Begriffen „Tradition“ und „Identität“. Damit wird im Gegenlicht der Eindruck vermittelt, Lübeck, die einstige Fernhandelsstadt, entdecke mit dem „jungen“ Hochschulstadtteil, den „jungen“ Lebenswissenschaften, der Fachhochschule und der Musikhochschule Wissenschaften als Stadtentwicklungsfaktor für sich neu.

Nun kann gar nicht geleugnet werden, dass Lübeck über eine besondere und lange Tradition der „Wissenskulturen“ verfügt, die einen gewichtigen Teil seiner kollektiven Identität prägen, man denke etwa an die Gemeinnützige mit ihren Vortragsreihen und Publikationen, an die Geschichts- und Kunstvereine, die Stadtbibliothek, die Museen. Aber die Lebensqualität, die Professor Brandmeyer in seinem Gutachten meint, ruht wesentlich auf dem Bindungspotenzial „alte Stadt“. Dass im heutigen Lübeck Identität in Form von Lebensqualität über die (wertvolle) „alte Stadt“ vorhanden ist, verdankt sich teilweise den Traditionen seiner Wissenskulturen, mehr noch aber einem bewusst vollzogenen Traditionsbruch, in dem man Kreative (hier Wissenschaftler) in die Stadt holte, damit das Alte neu gesehen und entdeckt werden konnte. Und diese Initiative löste 1, 5 Milliarden Euro wirtschaftlicher Investitionen aus. Von diesen Erfolgen weiß das Konzept nichts.

Stadt der Wissenschaft ohne Stadt?

Was dem jetzigen Konzept für eine zweite Bewerbung als Stadt der Wissenschaft fehlt, ist ein Blick auf die Stadt, insbesondere ein stadtsoziologischer und stadteschichtlicher Blick. Lübeck hat 1937 seine über Jahrhunderte gewachsene Identität verloren, seine politische und soziale, aber auch seine regionale Identität. Dieses für sich genommen ist in der Entwicklung der deutschen Städtelandschaft des 20. Jahrhunderts ein herausragendes Phänomen. In Lübeck selbst hat man sehr rasch den Mut aufgebracht, im Ende eine Chance für einen Neuanfang zu sehen.

Die Zerstörung großer Teil des Stadtkörpers 1942 sah man ebenfalls als Chance, empfand man doch die alte Stadt mindestens seit 1860 als veraltet, lichtarm, eng, schmutzig, ungesund. Und zog aus. Nach 1945 entwickelten die Verantwortlichen, auch wegen der Vielzahl an Flücht-

lingen, neue Stadtteile. Auf der Altstadtinsel verfiel die Altsubstanz.

Erst mit der nationalen und internationalen Neubewertung der Lebensqualität moderner Städte um 1970 und der Aufwertung der historischen Stadtsubstanz setzte auch in Lübeck ein Umdenken ein. Daraus wurde ein Jahrhundertprojekt. Auf Initiative der Stadt, der Gemeinnützigen und der Lübecker Nachrichten trug der Kunsthistoriker Prof. Bornheim, genannt Schilling, den Gedanken vor, Lübeck solle alle 2000 seiner noch erhaltenen Bauten mit Altsubstanz erhalten. Wenige Jahre später beantragte die Hansestadt zusammen mit der Fachhochschule Hannover ein wissenschaftliches Großprojekt zur Erforschung des Profanbaus der Lübecker Innenstadt bei der Stiftung Volkswagenwerk. Zunächst von 1980 bis 1984 und dann noch einmal von 1986 bis 1993 arbeitete ein interdisziplinär, am Forschungsgegenstand Haus und Stadt konzipiertes Team von Kulturwissenschaftlern. Die Grundlagenforschungen, die immer auch praxisnahe angewandte Forschungen einschlossen, mündeten in die vollständige Inventarisierung aller Altstadt Häuser, ein Vorhaben, das erst jüngst, 2009 abgeschlossen wurde. Unter großer Anteilnahme an den Forschungen entdeckten Lübecks Bürger ihre veraltete Stadt („Da leben doch nur Kanaken“) neu und die Funktionseliten kehrten in die sanierten Häuser zurück.

Auf dem Gipfel des Erfolges, nachdem die Stadt 1987 als Beispiel für eine mittelalterliche Stadtstruktur von der UNESCO in die Liste des Welterbes aufgenommen worden war, trat der damalige Lübecker Bausenator Hans Stimmann mit dem Plan an die Öffentlichkeit, weit vor der alten Stadt im Süden einen Hochschulstadtteil zu entwickeln.

Lebenswissenschaften und Lebensqualität oder: Die erste und die zweite Stadt der Wissenschaft

Während im Ruhrgebiet die altindustriellen Ruinen beseitigt oder umgenutzt wurden und anschließend neue Arbeitsplätze durch Wissenschaftsansiedlung geschaffen wurden – das Ruhrgebiet besitzt jetzt die größte Hochschuldichte der Welt –, hat Lübeck sich durch die Umwertung der veralteten Stadt in eine wertvolle alte Stadt eine neue Identität erfunden und erwirtschaftet (Und gilt heute nebenbei bemerkt nicht nur als vorbildlich erhaltene, sondern als die am besten erforschte Stadt des Mittelalters.)

Die alte Stadt Lübeck ist die erste Stadt der Wissenschaft am Ort. Die Kulturwissenschaften, ausgezogen aus dem Elfenbeinturm der Geisteswissenschaften, haben gezeigt, dass sie wertvolle Lebenswissenschaften sind. Auf diesem Fundament und zugleich als Gegenentwurf ist nun die Hochschulstadt als zweite Stadt der Wissenschaft entstanden und noch immer im Entstehen. Dass Wissenschaft auf der grünen Wiese erfolgreich sein kann, hat München bereits vor Jahrzehnten vorgemacht.

Das zeitlich versetzte Nebeneinander von alter und neuer Stadt, ermöglicht und getragen von Kultur- und von Naturwissenschaften, das ist das Besondere der Stadtentwicklung Lübecks. Dieses sollte nicht nur beachtet und herausgestrichen werden, sondern es ist geradezu die gewachsene Pflicht zukünftiger Stadtentwicklung, dieser Wissenskultur Rechnung zu tragen und sie in eine zukünftige Identität einzubringen.

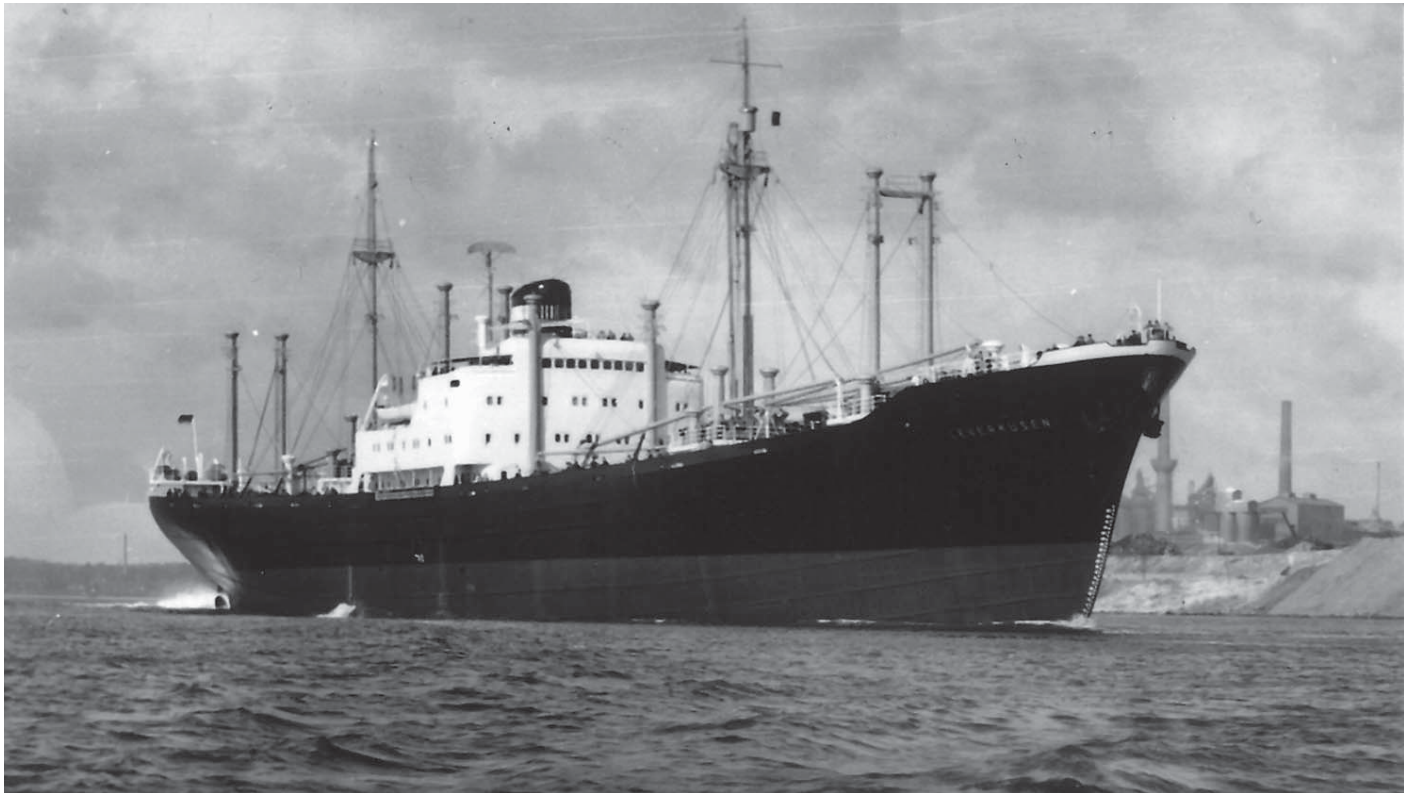
Dazu sollte nicht nur Naturwissenschaft in der alten Stadt beispielhaft präsentiert werden, sondern auch die Leistungen der Kulturwissenschaften den Bürgern im neuen Hochschulstadtteil nahegebracht werden.

Stadtentwicklungsaufgaben

Und für beide, Kultur- wie Naturwissenschaften, sind Stadtentwicklungsaufgaben zu formulieren. Die Kulturwissenschaften im HanseBelt müssen endlich Lübecks abgerissene und sogar vernachlässigte regionale Identität zum Forschungsthema machen. Dazu muss es Initiativen der Fachinstitute geben (Archiv, Denkmalpflege, Stadtbibliothek) und entsprechende Förderanträge. Und die ortsansässigen Naturwissenschaften sollten sich fragen, was sie zum Erhalt der natürlichen Lebensqualität unserer Stadt beisteuern können, das Jahrhundertstichwort heißt Grundwasserqualität.

Ausblick

Kurz gesagt, die einzelnen Bausteine, die jetzt vorgelegt worden sind, sind jeder für sich respektabel, aber es fehlt die mitreißende Geschichte, der rote Faden, der zusammenbindet, das „master narrative“, das aufhören lässt. Identität, das sind zuerst die Geschichten, die in und über einen Ort erzählt werden. In der Vergangenheit, in Lübecks Sagen und Geschichten, so der Literaturhistoriker Fritz Endres 1926, ist selten eine Person der Held gewesen, sondern fast immer handelte die Stadt selbst heldenhaft.



TS „LEVERKUSEN“

Ein Seeschiff für Stückguttransporte aus Lübeck

Von Dr. Ralph Boye, Wedel

Der Wiederbeginn des Schiffsbaus nach dem Zweiten Weltkrieg

In Lübeck gab es im vergangenen Jahrhundert vier größere Werften, die Seeschiffe bauten. Eine von ihnen war die Flender-Werft. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges beschlossen die Alliierten auf der Konferenz in Potsdam, dass keine deutsche Werft mehr Seeschiffe bauen oder nur reparieren durfte, obwohl die deutsche Handelsflotte durch Kriegseinwirkungen nicht mehr existierte. Deutschen Reedern war nur noch mit einem kümmerlichen Rest kleiner Einheiten der stark eingeschränkte küstennahe Verkehr unter alliierter Kontrolle gestattet.

Diese Beschränkungen wurden erst 1948 etwas gelockert. Deutsche Werften durften wieder kleine Seeschiffe bis zu 2.700 BRT mit erheblichen technischen Einschränkungen bauen. Ein Jahr später erweiterten die Westalliierten die Höchsttonnage auf 7.200 BRT. Erst 1951 fielen alle Baubeschränkungen für die westdeutschen Werften. Als Folge dessen bestellten die deutschen Reeder Neubauten für die Wiederaufnahme ihrer Liniendienste nach Übersee. Die Flender-Werke beka-

men aus Hamburg den Auftrag zum Bau eines Seeschiffes, dessen Geschichte berichtet wird. Es wurde der größte und modernste Neubau einer Lübecker Werft.

Die Errichtung des Schiffsbauregisters für die spätere Leverkusen

Am 15. August 1952 begab sich der Syndicus der Landesbank und Girozentrale Schleswig-Holstein in Kiel auf die Helling der Lübecker Flender-Werke A.G. in Lübeck-Siems. Dort nahm er eine Reihe von Schiffsblechen in Augenschein, die als erstes Bauteil für ein Schiff miteinander verbunden waren und die Baunummer 434 eingeschlagen hatten. Bei den Platten handelte es sich um das Mittelstück des Flachbodens für einen in der Entstehung befindlichen Schiffsrumpf. Über seine Wahrnehmung, die sogenannte Kielle- gung, fertigte der Genannte ein notarielles Protokoll an, trug es in sein Syndicus-Register unter der Nummer 257/1952 ein und übergab die Urkunde dann auftrags- gemäß der Hamburg-Amerika Packetfahrt Actiengesellschaft in Hamburg, kurz „Ha- pag“ genannt. Dieser Reeder hatte vorher mit der genannten Werft einen Schiffbau-

vertrag zur Lieferung eines Seeschiffes abgeschlossen und darin alle Einzelheiten über die Ausführung des Vertrages festge- legt. Der Werklohn war in Raten zu zah- len, eine Rate wurde üblicherweise bei Kiellegung fällig, die Syndicus-Urkunde dokumentierte dem Reeder die Fälligkeit der Kiellegungsrate. Wichtiger war für ihn jedoch, dass er mit dem Dokument beim Amtsgericht Lübeck ein Schiffsbauregis- ter für diesen Neubau einrichten lassen konnte, wodurch ihm die Belastung des Schiffes mit einer Hypothek bereits in sei- ner ersten Bauphase möglich wurde.

Auf Antrag der Hapag eröffnete das Amtsgericht am 9. September 1952 das Schiffsbauregister unter der Blatt-Nr.51 und trug die Hapag als Eigentümer des Bauwerks ein. Gleichzeitig bekam die Landesbank in Kiel eine Schiffsbauwerk- Hypothek über 6,1 Mio. DM als Absiche- rung ihres Darlehns, das sie zur Finanzie- rung des Vorhabens der Hapag gewährte. Die Hypothek war der Hauptzweck für die Einrichtung des Schiffsbauregisters.

Konstruktion und Maße

Im Bauvertrag hatten Reeder und Werft alle Einzelheiten über das bestellte Schiff festgelegt. Seine Länge über alles wurde

entsprechend der Konstruktionszeichnung mit 160 m angegeben, die Breite mit 19,25 m und die Tiefe mit 8 m. Die Schiffsmaschine war wie folgt bestimmt: Zwei Dampfturbinen der Siemens-Schuckertwerke A.-G. in Mülheim/Ruhr mit Getriebe und Ölfeuerung sowie geschlossenem Dampfkreislauf über 2 Kondensatoren mit einer Leistung der Anlage von 9.000 PS, gemessen an der Welle zur Schiffsschraube; das bedeutete eine Geschwindigkeit des Schiffes von 17,5 Knoten (= Seemeilen pro Stunde), das entspricht fast 33 km in der Stunde. Die Tragfähigkeit war mit 10.500 t berechnet.

Als Sachverständigen für die Prüfung der Konstruktionszeichnung sowie aller Detailzeichnungen der Werft und der Aggregate der Unterlieferanten, insbesondere der Schiffshauptmaschine, beauftragte die Hapag die Firma Germanischer Lloyd AG, Hamburg, kurz „GL“ genannt. Dieses Unternehmen begleitete auch die Herstellung des Schiffes während der gesamten Bauphase, indem Spezialisten aus ihrem Hause ständig auf der Werft waren und alle Vorgänge von der Kiellegung über den Stapellauf bis zur Übergabe des Schiffes von der Werft an den Reeder begleiteten. Durch die intensive Zusammenarbeit zwischen dem GL, der Hapag und der Werft wurde die vertragsgemäße Herstellung des Schiffes nach den neuesten technischen Erkenntnissen und Sicherheitsbestimmungen für alle mit dem späteren Betrieb befassten Personen, für das Schiff selbst und seine Ladung sichergestellt.

Aufbau, Gestaltung und Funktionen

Im Juni 1953 lief der Neubau vom Stapel, er wurde auf den Namen „LEVERKUSEN“ getauft. Ende August 1953 war das Schiff fertig. Es glänzte am Ausrüstungskai der Werft in den Traditionsfarben der Hapag: Schwarzer Rumpf mit rotem Unterwasseranstrich, weiße Aufbauten, gelbe Masten und Ladegeschrir, der Schornstein mit den Ringen schwarz-weiß-rot am oberen Teil als Schornsteinmarke. Der Maschinenraum befand sich mittschiffs, darüber die Aufbauten mit den Räumen für die Besatzung (die Kapitänskajüte wie üblich an Steuerbord) und die Kommandobrücke mit einer Brückennock als Austritt auf jeder Seite des Brückenhauses. Das Schiff war als Frachter im Liniendienst für den Transport von Stückgut konzipiert und deshalb mit je drei Laderäumen vor und hinter den Aufbauten versehen. Die Laderäume waren durch Querschotten voneinander getrennt. Durchge-

hend hatte es zwei Decks, die in den Lukengebieten beim Beladen geschlossen werden konnten, damit die Stellfläche für die Ladung entsprechend vergrößert wurde. Auf dem Achterschiff befand sich noch ein einstöckiger Aufbau mit dem sogenannten Shelterdeck. Das Ladegeschrir bestand aus zwei Bäumen pro Luke, die zum Laden und Löschen der Stückgüter (Colli genannt) mit bordeigenen Winden bedient wurden.

Probefahrt und Übergabe

Das Bundesamt für Schiffsvermessung stellte im August 1953 den Schiffs-messbrief aus, der auch das Raummaß von 6.769 BRT (Bruttoregistertonnen) = 19.176 m³ auswies. Der GL übernahm die Klassifizierung des Schiffes mit der Klasse 100 A 4 E. Das bedeutet im internationalen Standard der großen Klassifikationsgesellschaften: 100 = Schiff aus Eisen oder Stahl, A = Handelsschiff, 4 = Ausrüstung in Übereinstimmung mit den Erfordernissen der Gesellschaft entsprechend der betr. Kategorie, E = Eisklasse.

Anfang September 1953 lieferte die Werft das fertige Schiff an den Reeder. Zunächst fand eine gemeinsame Probefahrt im Beisein der GL-Experten von der Werft aus auf die Ostsee hinaus statt. Alle wesentlichen Funktionen wurden geprüft. Es gab keine Beanstandungen. Auf hoher See, das bedeutet außerhalb der damals noch geltenden 3 Meilen-Zone als Grenze des deutschen Hoheitsgebiets, übergab die Werft den Neubau an ihren Kunden. Ein Vertreter des Reeders zahlte durch Übergabe eines Schecks an den Vertreter der Werft die Schlussrate, alsdann wurde die Flagge der Werft aus dem Hauptmast eingeholt und an ihrer Stelle die Hapag-Flagge gesetzt. Gleichzeitig übernahm der Hapag-Kapitän vom Werft-Kapitän das Kommando über die „LEVERKUSEN“. Alle Gäste trafen sich daraufhin im Laderaum 3, oberes Zwischendeck, zu einem Labskaus-Essen. Nach der Rückkehr zur Werft wurden die Gäste und Handwerker der Werft, die als Notfall-Gang mitgenommen waren, ausgeschifft. Als dann trat die „LEVERKUSEN“ ihre erste Reise durch den Nord-Ostsee-Kanal nach Hamburg an mit dem Ziel, Stückgut am Hapag-Schuppen im Hamburger Hafen für den Beginn seines Einsatzes in der Ostasienfahrt im gemeinsamen Dienst, Konferenzlinie genannt, mit der damals noch selbstständigen Reederei Norddeutscher Lloyd AG, Bremen (NDL) aufzunehmen.

Auf Antrag der Hapag trug das Amtsgericht Hamburg als Registergericht für

den Heimathafen Hamburg des Schiffes die „LEVERKUSEN“ in das Seeschiffsregister Band 54 Blatt-Nr.9264 mit dem Unterscheidungssignal DGMN und dem Vermerk ein, dass das Schiff berechtigt ist, die deutsche Flagge am Heck zu führen. Als Eigentümer wurde eine Partenreederei registriert, an der die Hapag mit 1.210 Parten neben zwei Kaufleuten mit je 20 Parten beteiligt war. Korrespondentreeeder war die Hapag. Sie übernahm später die beiden Miniparten und wurde damit Alleineigentümer des Schiffes.

Mit der Eröffnung des Seeschiffsregisters wurde das Schiffsbauregister beim Amtsgericht Lübeck gegenstandslos und gelöscht, nachdem die Schiffshypothek auf das neue Hamburger Register umgeschrieben war.

Technische Details

In Lübeck war das Bauwerk als „Frachtdampfschiff“ registriert, im Hamburger Seeschiffsregister hieß es zutreffend „Dampfschiff (Getriebe-turbine)“. Damit wurde der Antrieb durch eine Dampfturbine und nicht durch herkömmliche Kolben-Dampfmaschine beschrieben; weiter war erkennbar, dass die Turbine die Kraft über ein Getriebe auf die Schraubenwelle übertrug, also nicht über einen Generator auf einen Elektromotor an der Schraube (turbo-elektrischer Antrieb). In Fachkreisen wird das Kürzel „TS“ benutzt, es bedeutet jede Art „Turbinschiff“, sei es mit Getriebe oder Elektromotor.

TS „LEVERKUSEN“ war als Stückgutfrachtschiff gebaut, sie transportierte Waren in Kisten, Fässern, Säcken, Ballen oder als seemäßig verpackte Einzelteile, insgesamt als Trockenladung bezeichnet im Gegensatz zu schüttfähiger oder flüssiger Ladung.

Ihr Einsatzgebiet war die Linienfahrt von Hamburg nach Ostasien zusammen mit dem NL, Bremen, als sogenannte Konferenzlinie, die als Gemeinschaftsdienst mit gleichen Schiffen zu gleichen Frachtraten fahrplanmäßig bestimmte Häfen in Ostasien und Australien bedienten. Die Hapag hatte hierfür ihre neun Neubauten aus dem 1953/54 aufgelegten Programm der HÖCHST-Serie eingesetzt, zu der die „LEVERKUSEN“ als völlig baugleiches Schiff gehörte.

Das Ende des Stückgutfrachters

Der 31. Mai 1968 war für die Frachtschiffahrt ein bedeutsamer Tag. Der Frachter MS „AMERICAN LANCER“ der United States Lines machte im Ham-

burger Hafen am Burchard-Kai fest und löschte erstmalig eine Ladung Stückgüter in standardisierten Stahlbehältern, Container genannt. Um den zeitraubenden Lade- und Löschvorgang zu rationalisieren, waren zuerst in den USA Behälter mit den Maßen Länge 6 m, Breite 2,44 m und Höhe 2,6 m entwickelt. Sie wurden aufgrund einer internationalen Vereinbarung als TEU bezeichnet, abgekürzt für Twenty Foot Equivalent Unit. Mit rasanter Geschwindigkeit entwickelte sich diese Transportart auch über Land von Haus zu Haus mit der Folge, dass sowohl zum Seegüterumschlag als auch für die Frachtschiffe neue Anlagen und Ausrüstungen erforderlich wurden. Für TS „LEVERKUSEN“ war durch diese Entwicklung das Ende ihres Einsatzes eingeläutet. Bereits 1970 verkaufte die Hapag dieses Schiff nach 17-jährigem Einsatz in der Linienfahrt ins Ausland. Sie stellte ihre Flotte auf Spezialschiffe für den Containertransport um. Nicht zuletzt wegen der

hohen Kosten im Zusammenhang damit fusionierten im selben Jahr Hapag und NL, Bremen zur Hapag Lloyd AG mit Sitz in Hamburg. Die Tragfähigkeit der neuen Stückgutfrachter (General Cargo Ships) stieg von 10.100 Tonnen (= tdw) der HÖCHST-Klasse auf heute maximal über 100.000 tdw für bis zu 13.000 Standardcontainer TEU und durch Antrieb von Dieselmotoren mit einer Geschwindigkeit von 25 Knoten.

Auch heute sind bei anderen Reedern noch wenige Stückgutfrachter für nicht containerisierte Ladung in Fahrt. Es handelt sich dabei um Spezialtransporter für sperrige große Ladungsteile, meistens Industrieanlagen und andere vorgefertigte Teile, die auch nicht in Doppelcontainer gestaut werden können.

Wer einen Stückgutfrachter aus der Zeit, in der die „LEVERKUSEN“ die östliche Hemisphäre befuhr, heute noch sehen will, dem sei das Museumsschiff MS „CAP SAN DIEGO“ im Hamburger

Hafen mit Liegeplatz an der Überseebrücke (Baumwall) empfohlen. Es hat dieselben Maße, wurde 1962 auf der Deutschen Werft in Hamburg für die Hamburg Süd-amerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft Eggert & Amsinck gebaut und im Liniendienst nach Südamerika/Ostküste bis 1981 eingesetzt. Dann verkaufte der Reeder es nach Spanien. 1986 sollte das Schiff verschrottet werden, Hamburg gelang der Rückkauf, und das Schiff wurde mit vielen Spenden als Wahrzeichen aus der Zeit der Stückgutfrachter restauriert und wird seitdem sogar von einer Stiftung fahrbereit gehalten.

QUELLEN:

Register bei den Amtsgerichten Lübeck und Hamburg

Schiffsregister Germanischer Lloyd AG, Hamburg

Lloyd's List of Shipping, London

100 Jahre VDR Verband Deutscher Reeder, Hamburg 2007 (Festschrift)

Intensiv gestaltete Johannespassion in Marien

Von Arndt Schnoor

Vieles war neu an diesem Karfreitag-nachmittag in St. Marien: Erstmals fand die Passionsmusik am Karfreitag nicht mehr als Gottesdienst sondern als Konzert mit Eintritt statt. Dies sorgte für mehr Ruhe in der erfreulich gut besuchten Marienkirche. Der besondere Charakter dieser Aufführung wurde durch die zwischen den Teilen der Passion geäußerten „Gedanken zur Passion“ von Bernd Schwarze unterstrichen. Auch die Aufstellung des Chores war neu: Die Männerstimmen umrahmten die Knaben an den Seiten. Dies führte insbesondere zu einer besseren Wahrnehmung der Altstimmen des Chores. Aber auch die anderen Stimmgruppen blieben erfreulich präsent und folgten ihrem Leiter Michael Müller auch bei den sehr differenziert interpretierten Chorälen und Rahmenchören. Dynamische Schattierungen bestimmten schon seine diesjährige Auffassung des Eingangschores. Nicht klangmächtig sondern eher verhalten kamen die Rufe des Chores daher. Dabei wurde durchaus präzise und mit deutlicher Aussprache gesungen. In den Volkschören konnte der Chor dann auch seine dramatischen Qualitäten unter Beweis stellen.

Das Barockorchester aus Rostock war auch in diesem Jahr ein guter Begleiter des Chores und trug z. B. schon im Ein-

gangschor durch die sehr deutliche Akzentuierung der Basslinie im Zusammenspiel mit den herben Klängen der Bläser für die düstere Grundstimmung in diesem



Stück bei. Schnelle Tempi und rasche Übergänge forderten dem Orchester ein hohes Maß an technischem Vermögen und Aufmerksamkeit ab. Das von Müller über die Jahre geformte Gesamtensemble aus Chor und Orchester hat sich bewährt und führt zu guter Hörbarkeit selbst der einzelnen so wichtigen Instrumentalstim-

men in den Volkschören, die sonst in der Dramatik des Geschehens untergehen.

So beglückend Chor und Orchester agierten, so wenig konnten die meisten Solisten überzeugen. Steffi Fischer verfügt zwar über eine angenehme und schlanke Sopranstimme, konnte aber die beiden nicht einfachen Arien weder stimmlich noch musikalisch durchdringen. Technisch zwar souverän, aber in der Höhe eher blass blieb der Beitrag des Altisten Felix Uehlein. Brav in seiner Darstellung der Jesusworte war Szymon Chojnacki, der auch stimmlich teilweise an seine Grenzen zu kommen schien. Dagegen konnte der Bassist Christoph Liebhold mit seiner klaren und angenehmen Stimme eher überzeugen. Auch die sehr rasch musizierte Arie „Eilt, ihr angefochtenen Seelen“ bereitete ihm keine technischen Schwierigkeiten. Etwas rau klang auch die Stimme des Evangelisten Henning Klocke insbesondere bei der Darstellung der dramatischen Teile der Passion. Technisch bereitete ihm seine anspruchsvolle Partie keine Probleme.

So verhalten wie der Anfang war auch das Ende der Passion: Eher als stilles Gebet verhaltete der immer wieder berührende Schlusschoral und ließ die Zuhörer nach dieser von Chor und Orchester intensiv gestalteten Passion noch eine ganze Weile auf ihren Plätzen verweilen.

Wie Lübeck zu seiner Overbeck-Sammlung kam

Von Prof. Dr. Gerhard Ahrens

Wer das Museum Behnhaus/Drägerhaus besucht, findet an zahlreichen Bildern Friedrich Overbecks die Herkunftsangabe „Vermächtnis Charlotte Overbeck 1914“. Dieser Hinweis ist falsch, denn die Frau war nie Eigentümerin der Bilder, sie konnte sie also auch niemanden vererben. Mit anderen Worten: Charlotte trägt einen falschen Heiligenschein – eine Metapher, die mit Blick auf den religiösen Maler Overbeck durchaus angemessen erscheint. Der offizielle, aber irreführende Provenienzhinweis hat freilich eine interessante Vorgeschichte.

Der Senatorensohn Friedrich Overbeck hat seine Vaterstadt Lübeck Anfang März 1806, im 17. Lebensjahr, für immer verlassen. Er reiste damals nach Wien, um sich an der dortigen Akademie zum Maler ausbilden zu lassen. 1810 ging er nach Rom, wo er 1869 starb und beigesetzt wurde. Auf Anregung des Freiherrn v. Rumohr hatte der junge Künstler eines seiner frühen Hauptwerke für die Lübecker Marienkirche bestimmt. Der figurenreiche „Einzug Christi in Jerusalem“, 1825 aufgestellt und beim Bombenangriff auf die Stadt zerstört, hatte den hamburgischen Senatssyndicus Karl Sieveking schon bald anerkennend vom „hanseatischen Raphael“ sprechen lassen. Overbeck hat die Verbindung zu seiner norddeutschen Heimat niemals verloren. Im Laufe von über sechs Jahrzehnten hat er regelmäßig Briefe mit der Familie gewechselt. Und immer wieder erfreute er Eltern, Geschwister und Verwandte durch Zeichnungen, kleine Ölgemälde und sogar großformatige Kartons monumentaler Arbeiten.

Hunderte dieser Zeugnisse aus dem Leben des bedeutenden Lübeckers gelangten durch Erbgang schließlich in das Eigentum seines 1818 geborenen Neffen Theodor Overbeck, mit dessen Tod die lübeckische Familie im Mannesstamm ausgestorben ist. Er war übrigens der einzige Sohn von Overbecks Lieblingsbruder Christian („Christel“), der als Rat am Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands tätig war und seinerzeit so oft wie nur sein Amtskollege Johann Friedrich Hach, nämlich dreimal, als Direktor der Gemeinnützigen amtiert hat.

Den Angehörigen des Künstlers war es offenbar schon früh ein nobile officium gewesen, die zahlreichen Erinnerungen an den bedeutenden Sohn der Hansestadt

zusammenzuhalten und später der Allgemeinheit zu stiften. In seinem letzten Testament – notariell errichtet am 25. Februar 1880 und heute im Archiv der Hansestadt Lübeck verwahrt – legte Senator Overbeck jedenfalls fest, dass alle Bilder seines Onkels „hiesiger Stadt unveräußerlich erhalten bleiben und nach meinem und meiner Frau Ableben der von dem hiesigen Kunstverein gegründeten Gemäldesammlung, wenn aber ein Museum errichtet werden sollte, diesem letzteren einverleibt werden.“

Als der Senator einen Monat später im 62. Lebensjahr starb, erhielt seine Ehefrau, die Senatorentochter Charlotte Krüger, also nicht das Eigentum an den Bildern, sondern nur den Nießbrauch, die „uneingeschränkte Nutznießung“, wie es an anderer Stelle heißt. Und so blieben die Kunstwerke weiter in dem ein Jahrzehnt zuvor erworbenen Wohnhaus des Ehepaars in der Roeckstraße 2 hängen, einem wunderschönen klassizistischen Landhaus in der Vorstadt St. Gertrud (das erst 1973 durch den Anbau der Baptistenkirche gründlich verunstaltet worden ist).

Mit Blick auf den schriftlichen Nachlass hatte der juristisch ausgebildete Erblasser eine wenig sinnvolle Trennung vorgesehen. Die Briefe seien, heißt es im Paragraphen 3 seines Testaments, „insofern dieselben auf öffentliche Angelegenheiten sich beziehen, an das hiesige Staatsarchiv, sofern sie sonst ein allgemeines Interesse haben, an die hiesige Stadtbibliothek zu übergeben.“ Gottlob hat Overbecks überlebende Ehefrau sich nicht an diese kaum zu realisierende Anweisung gehalten, sondern den gesamten Briefbestand schon 1897 dem Staatsarchivar Paul Ewald Hasse, einem nahen Verwandten, für sein Institut übergeben. Dort wurde dann ein Familienarchiv Overbeck angelegt mit heute 106 Positionen, die durch ein Findbuch erschlossen werden, angelegt.

Auch sonst hat Charlotte sich kooperativ verhalten, wenn es um Overbecks Nachruhm ging: Für den Internationalen Kunsthistorischen Kongress in Lübeck (1900) vermehrte sie die Ausstellung im Dom-Museum über „Jugendwerke Friedrich Overbecks“ um Leihgaben aus ihrem Besitz. Ebenso bereicherte sie die Berliner Jahrhundertausstellung (1906), die eine grundlegende Neubewertung der Kunst der Nazarener eingeleitet hat.



Der spätere Stifter Theodor Overbeck (1818–1880) als 15-jähriger Knabe. Bleistiftzeichnung seines Onkels Theodor Rehbenitz, 1833 (Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Lübeck)

Als Folge ihrer langdauernden Wittwenschaft (mit 34 Jahren übertraf diese sogar ihre 31 Ehejahre) ging offenbar das Wissen um Eigentum oder Nießbrauch schlichtweg verloren. Nur so ist es zu erklären, wenn nach Charlottes Tod im 87. Lebensjahr Ende November 1914 der Kustos des begünstigten Dom-Museums im nächsten Jahresbericht formulierte: „Die wichtigste Vermehrung unserer Sammlungen verdanken wir aber dem Vermächtnis der Frau Senator Overbeck, die uns einen reichen Schatz [von Kunstwerken], einen Wunsch ihres verstorbenen Gatten erfüllend, überwies.“ Bei dieser Sprachregelung ist es dann bis heute geblieben.

Es sei ausdrücklich betont: Charlotte hat sich den falschen Heiligenschein nicht angemaßt. In ihrem Testament von 1914 steht mit Recht kein Wort über die Bilder in ihrem Besitz, denn diese waren ja sämtlich Eigentum ihres Ehemannes gewesen und von diesem bereits 1880 der öffentlichen Hand vermacht worden.

Nachdem das Ammenmärchen seit nun fast hundert Jahren immer wieder erzählt und durch Leihgaben und Ausstellungskataloge immer von Neuem verbreitet wird, wäre es an der Zeit, an den betreffenden Bildern den korrekten Provenienzhinweis anzubringen: „Erworben durch Vermächtnis des Senators Theodor Overbeck 1880“. Schließlich gilt auch hier: Ehre, wem Ehre gebührt!

Strandkörbe und Faschismus

„Mario und der Zauberer“ im Buddenbrookhaus

Von Jürgen-Wolfgang Goette

Stoffe mit grün-weißen Streifen umhüllen die Ausstellungsebene des Buddenbrookhauses. Man denkt an Strandkörbe und Liegestühle: Urlaubsstimmung! 1926 hat Thomas Mann mit seiner Frau und zwei Kindern Urlaub am Mittelmeer gemacht. Aber Urlaubsstimmung wollte damals so recht nicht aufkommen. Das macht schon der erste Satz der Erzählung „Mario und der Zauberer“ deutlich, in der er seine Erlebnisse gestaltet hat: „Die Erinnerung an Torre di Vene-re ist atmosphärisch unangenehm.“ Die Sonne ist arg heiß, und die Atmosphäre ist vergiftet. Seit 1922 herrscht Mussolini in Italien.

Erzählung, das erste Werk nach dem Nobelpreis.

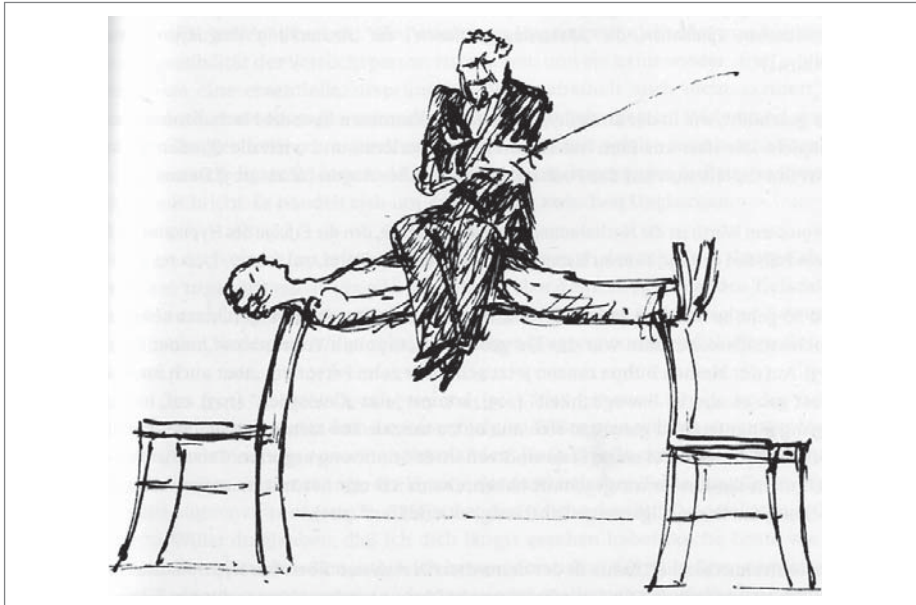
Die Erzählung hat viele Facetten. Das macht die Ausstellung deutlich. Da ist zum Ersten die autobiografische Seite. Sie ist nahe liegend. Dazu bietet die Ausstellung viel interessantes Material an. Ein weiteres Thema ist Italien. Thomas Manns Italienbild ist kritischer als das tradierte „klassische“. Im Süden steckt nach Thomas Mann viel Morbidität. Und damit verknüpft ist das Thema des Künstlertums. Cipolla ist ein drittklassiger, heruntergekommener Künstler, Thomas Mann spricht vom „Viertelskünstler“. Hitler war für Mann auch so einer: „Bruder Hitler!“

Menschen verführt werden können. Diese Aspekte gipfeln dann in der Frage der Beziehungen zu Schopenhauer und Nietzsche und zu Freud – mit den Themen Wille und Massenpsychologie. Sie werden in der Ausstellung nur gestreift.

„Mario und der Zauberer“ gehört zu den meistgelesenen Werken Thomas Manns. Auch viele Künstler haben sich von der Erzählung inspirieren lassen, beispielhaft Paul Wunderlich. Die Ausstellung zeigt eine größere Anzahl an künstlerischen Gestaltungen. Auffallend ist, dass auch Schüler mit der Erzählung viel anfangen können. Sie ist ja auch schülerfreundlich kurz und sie ist dramatisch und sie regt zum Nachdenken über das breit gefächerte Thema des Faschismus an. Reizvoll ist ein Vergleich mit der Verfilmung Klaus-Maria Brandauers (1994). Darin wird der Schluss geändert: Mario kommt durch einen Unglücksfall ums Leben. Cipolla bleibt am Leben. Brandauer hat diese Änderung damit gerechtfertigt, dass der Faschismus ja damals überdauert hat und auch heute noch rudimentär oder ein bisschen mehr vorhanden ist. „Denn diese Phänomene leben ja bekanntlich fort“, sagte er. Das musste Lübeck in diesen Tagen ja auch wieder erfahren.

Die Ausstellung ist übersichtlich, sie ist klar gegliedert, sie ist nicht „voll“-gestellt, sie macht wesentliche Aspekte anschaulich. Für die Ausstellung zeichnet Christina Ulrich verantwortlich, die zusammen mit Holger Pils, dem Leiter des Buddenbrookhauses, auch den gewichtigen Begleitband erstellt hat. Gezeigt wird die einzig erhaltene handschriftliche Seite der Erzählung. Warum die anderen fehlen, wird leider nicht gesagt. Ein Ausstellungshighlight ist der Ausschnitt eines Spielfilms aus dem Jahr 1944, in dem Cesare Gabrielli, der reale Cipolla, in einer Nebenrolle als Zauberer in Aktion zu sehen ist. Ein Zeitgenosse urteilt über Gabrielli: „Wenn er jemanden bei Licht fixierte, zuckten seine Augen phosphoreszierend auf, wie bei Katzen, die Nachttiere sind. Und das war sein magnetisches Fluidum.“ Auch an Strandkörben erkennt man dann, „dass Politisches“ umgeht.

Thomas Manns *Mario und der Zauberer*. Hrsg. von Holger Pils und Christina Ulrich. Buddenbrookhaus Lübeck 2010. 14,90 €.



Zeichnung von Hans Meid

(Foto: Hans-Meid-Stiftung)

„Eigentlich“, das ist das entscheidende Wort dieser Erzählung, eigentlich hätten sie abreisen müssen, aber sie bleiben. Sie kriegen Ärger, weil das achtjährige Mädchen nackt am Strand läuft. Die „Sittenwächter“ empören sich. Und die Manns erleben einen Abend mit dem Zauberer Cipolla, der Mario, einen Zuschauer, mit Erfolg zwingt, ihn als seine vermeintliche Geliebte zu küssen. Als Thomas Mann seiner ältesten Tochter Erika von diesen Erlebnissen erzählt, sagt sie, sie hätte sich gut vorstellen können, dass Mario den Zauberer erschießt. Diesen Gedanken nimmt Thomas Mann dann für seine Erzählung auf. Erst so sei die Sache abgerundet, meinte er. 1930 erscheint die

Er hat sich immer gefürchtet, auch so zu werden! Daher hat er gegen diese Art „Künstler“ sein ganzes Leben gekämpft.

Die Ausstellung akzentuiert, was gut begründet ist, die politische Seite der Erzählung. 1930 formuliert Thomas Mann, dass ihm etwas „Kritisch-Ideelles, Moralisch-Politisches aus dem Privaten und zunächst Unbedeutenden“ erwachsen sei. Aus der Rückschau (1947) urteilt er, dass die Novelle wohl „eine erste Kampfhandlung war, gegen das, was danach schon die europäische Gesamtatmosphäre erfüllte und durch den Krieg nicht restlos aus ihr vertrieben“ wurde. Th. Mann macht in der Erzählung deutlich, wie Faschismus entsteht, was er im Alltag ist und wie

„... den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen ...“ – Biographische Lexika einst und jetzt

Von Prof. Dr. Franklin Kopitzsch

„Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abespiegelt.“ Goethes Satz aus dem Vorwort zu „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ ist von unveränderter Gültigkeit und Aktualität. Die Geschichtswissenschaft, ob sie sich nun eher als Historische Sozialwissenschaft oder mehr als Historische Kulturwissenschaft versteht, hat es immer mit Menschen zu tun, ihren politischen und sozialen Ordnungen, ihren wirtschaftlichen und kulturellen Aktivitäten, ihren Lebenswelten, ihrer Art der Weltaneignung, Weltdeutung und Weltgestaltung, ihren, wie es der historisch versierte Soziologe Mario Rainer Lepsius formulierte, „Interessen, Ideen und Institutionen“.

Biographien sind Zugänge zu vergangenen Wirklichkeiten, die wegen ihrer Anschaulichkeit seit Langem bei weiten Leser- und Leserinnenkreisen Resonanz finden. Biographische Lexika sind Grundlagenwerke für den kritischen Umgang mit vergangenen Epochen, Systemen und Kulturen und sie sind in der Regel das Ergebnis gemeinsamen Wirkens vieler, zusammengehalten und zusammengeführt durch die unermüdliche Kärnerarbeit der Herausgeber und Redakteure, oft über Jahrzehnte.

Zur Geschichte biographischer Lexika

Als die Historische Kommission bei der Königlich Akademischen der Wissenschaften in München 1868 auf Antrag von Leopold von Ranke und Ignaz von Döllinger den Plan einer „Allgemeinen Deutschen Biographie“ – gedacht „für den wissenschaftlichen Gebrauch des Gelehrten und für die Gesamtheit der Gebildeten“ – zu realisieren begann, ging sie von 20 Bänden aus. Der erste erschien 1875 – der letzte, der 56. mit dem Generalregister 1912. Rochus Freiherr von Liliencron, der verantwortliche Redakteur, erlebte in seinem Altersdomizil Schleswig die

Vollendung des wissenschaftlichen Großunternehmens mit rund 26.300 Artikeln von 1.850 Mitarbeitern nicht, aber das Erscheinen des Generalregisters. Einem anderen großen Lexikonmacher, Johann Georg Krünitz (1728-1796), erging es mit seiner „Oekonomisch-technologischen Encyclopädie“, einem der großen Projekte der deutschen Aufklärung, weitaus schlechter: der Artikel „Leiche“ im 73. Band war sein letzter! Abgeschlossen wurde diese monumentale Enzyklopädie erst 1858 mit dem 242. Band.

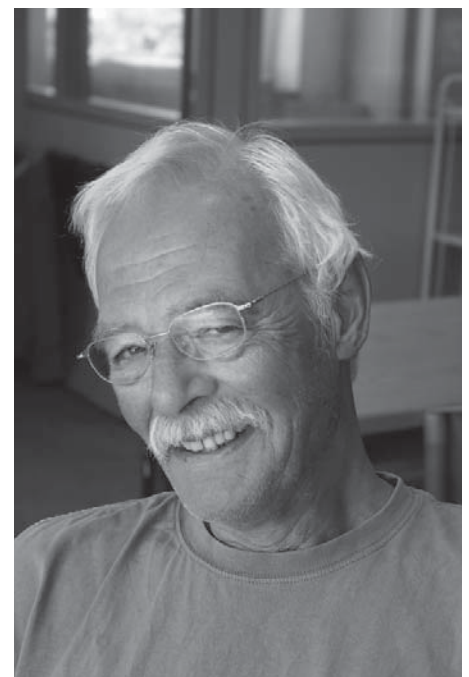
Mehrfach, 1925 und 1943, dachte die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an eine „Neue Deutsche Biographie“. 1953 erschien, initiiert durch zwei bedeutende Historiker und – diese Kombination war lange Zeit nicht selbstverständlich – überzeugte Demokraten, Franz Schnabel und Walter Goetz, der erste Band. Inzwischen nähert sich das Werk dem Buchstaben T und der Abschluss ist in Sicht, auch beschleunigt durch konkurrierende Projekte wie die bereits abgeschlossene „Deutsche Biographische Enzyklopädie“, die allerdings neben Originalbeiträgen zahlreiche kurze Artikel enthält, die aus älteren, aus fachspezifischen und regionalen Lexika zusammengefasst wurden. Mit ausführlichen Angaben über Vorfahren und Nachkommen orientierte sich die „Neue Deutsche Biographie“ an dem mittlerweile in mehreren Auflagen vorliegenden „Dansk Biografisk Leksikon“. In den nationalen biographischen Lexika – auch in Werken wie den „Großen Deutschen“, erstmals in der nationalsozialistischen Zeit, dann in der frühen Bundesrepublik, diesmal herausgegeben von Hermann Heimpel, Theodor Heuss und Benno Reifenberg, erschienen – spiegeln sich nationale Identitäten, Konstruktionen, Vorstellungen von Nation, zu denen diese Großunternehmen wiederum eigene Beiträge geleistet haben.

Regionale Lexika-Projekte

Regionale, städtische biographische Lexika zu schaffen, war bereits ein Ziel barocker und aufklärerischer Gelehrsamkeit. Jacob von Melle, Pastor an der Marienkirche, Historiker, Sprachforscher und Münzsammler, der von 1659 bis 1743 lebte, sammelte „Nachrichten über

die Vorfahren, die meisten Lebensläufe von Lübeckern und anderen berühmten Männern“, in Hamburg nahmen Aufklärer wie Karl Johann Fogel, Arnold Christian Beuthner, Johann Otto Thiess und Johann Arnold Günther zwischen 1735 und 1801 Anläufe zu biographischen Werken, wobei Gelehrten und Schriftstellern meist besondere Aufmerksamkeit zuteilwurde. Daraus entstanden im 18. und 19. Jahrhundert nationale und regionale Schriftstellerlexika, wie das achtbändige „Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart“ (1851-1883), angeregt und getragen durch den Verein für Hamburgische Geschichte begonnen durch den verdienstvollen Privatgelehrten Hans Schröder zu Altona.

Den Geschichtsvereinen waren und sind biographische Werke besonders wichtig. Friedrich Georg Buek regte schon 1839 im Gründungsjahr des Vereins für Hamburgische Geschichte, in dessen „biographischer Section“ „einen thesaurus biographicus hamburgensis“ an, „ein Verzeichnis aller in Hamburg bekanntgewordener Männer und ausgezeichneten Frauen“, das seit 2001 mit der auf sechs Bände angelegten „Hamburgischen Biografie“ ansatzweise verwirklicht wird. In Bremen gab der dortige Geschichtsverein, die „Historische Gesellschaft“, 1912 die



Dr. Alken Bruns (Foto: Antje Stubenrauch)

„Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts“ heraus, 1969 die „Bremische Biographie 1912-1962“.

Gustav Radbruch als Anreger

Am 11. März 1941 schrieb ein großer Lübecker des 20. Jahrhunderts, ein bedeutender Jurist und Justizreformer, Gustav Radbruch, seinem wenig später gefallenem Sohn Anselm: „Daß Du inzwischen allerlei gelesen hast, ist schön; wenn Du weiter Muße hast, versuche doch, Dich etwas ‚hinaufzulesen‘, von der schönen Literatur etwa durch die historische Biographie zur Geschichte, es gibt ja gar nichts Fesselnderes als gute Biographien, und mit dem einzelnen Leben gewinnt man unversehens ein Stück ihrer Welt und Geschichte.“ Radbruch, dem biographische und autobiographische Werke von Rang zu danken sind, wandte sich vier Tage später, am 15. März 1941, in einem Brief an seinen Jugendfreund, den Lübecker Bibliothekar Hermann Stolterfoht: „Mich läßt eine Idee nicht los, über die ich Dir schon einmal schrieb: es müßten sich doch in Lübeck Mittel und Menschen finden für eine ‚Lübeckische Biographie‘. Grade jetzt, wo Lübeck seine staatliche Selbständigkeit verloren hat, scheint es mir doppelt nötig zu sein, die Eigenart und Fülle der Vergangenheit ins Bewußtsein zu erheben, damit sie auch in der Zukunft erhalten bleibe. Es gibt so manchen vergessenen Lübecker, dessen Bild man erneuern könnte, z. B. Heyling, der in Abyssinien ein Heiliger wurde, Kneller, den Maler in England. Der Karthäuser Laurentius Surius, der ein bedeutender Hagiograph war, der Philosoph Köppen. Nicht nur geborene Lübecker müßten hinein: vielmehr alle, die auch nur zeitweise in Lübeck gewirkt haben. Dabei darf aber nicht unfruchtbare Doppelarbeit geleistet werden: wenn in anderen Biographien-Sammlungen schon eine ausführliche Biographie vorliegt, so genügt unter Verweisung auf diese die Schilderung der Beziehungen zu Lübeck. Wenn Du selbst die Leitung eines solchen Werkes nicht übernehmen könntest – wüßtest Du nicht einen andern, der es könnte? Eine Gefahr ist gerade jetzt freilich, daß man bei der Auswahl der zu beschreibenden Personen nicht rein historische Gesichtspunkte walten ließe. Dem könnte durch zeitliche Begrenzung, etwa auf vor 1900 Verstorbene, vorgebeugt werden. Mit wie großer Freude würde ich Juristenbiographien für ein solches Sammelwerk übernehmen, etwa Justinus Gobler oder Oldendorp. Auch für Dich wäre es eine schöne Altersarbeit, in die Du manches von Dir Begonnene über-

leiten könntest. Bitte überlege den Plan gründlich, schreibe mir in nicht allzu ferner Zeit darüber und laß Dir besonders die Personenfrage der Leitung eines solchen Werkes durch den Kopf gehen. Ich selbst würde natürlich nur für einzelne Biographien als Mitarbeiter in Frage kommen, suche überhaupt bei dem ganzen Projekt nichts für mich und halte es für richtig, meinen Namen bei dem ganzen Unternehmen von vornherein möglichst wenig, besser gar nicht zu nennen“. Radbruchs Brief an Stolterfoht ist in mehrfacher Hinsicht ein bemerkenswertes Zeitdokument: mit der Befürchtung, in allzu uniformer Zeit könnten „Eigenart und Fülle“ Lübeckischer Eigenständigkeit und Staatlichkeit verloren gehen, mit der intimen Kenntnis Lübeckischer Geschichte und Lübecker Persönlichkeiten, mit der spürbaren Zurückhaltung des politisch Verfemten, seinen Namen bei einem solchen Projekt zu nennen.

Das biographische Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck

1970 erschien der erste Band eines zunächst auf acht oder neun Bände angelegten Schleswig-Holsteinischen Biographischen Lexikons, das seit dem sechsten, 1982 herausgekommenen Band als „Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck“ firmiert und von dem nun zwölf Bände – alle im Wachholtz-Verlag Neumünster – vorliegen. Olaf Klose und Dieter Lohmeier in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek als Herausgeber, Hartwig Molzow in Kiel und Alken Bruns in Lübeck als Redakteure, die Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte und der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde als Förderer und Mitträger haben entscheidenden Anteil am Gelingen dieses Projektes, ebenso der Redaktionsausschuss und die Autorinnen und Autoren. Was den Lübeckischen Part betrifft, so erwiesen sich Alken Bruns und der Forschungsverbund mit dem Archiv der Hansestadt Lübeck als wahrer Glücksfall. Archive, Bibliotheken und Museen sind das Gedächtnis der Länder, Regionen und Städte, sie bewahren, erschließen und erforschen ihre Bestände, vermitteln die Ergebnisse ihrer Arbeit dem interessierten Publikum. Sie in allen ihren Funktionen zu fördern und zu stärken, sind ihre Träger gut beraten. Historisch-politische Bildung und die Wissenschaften sind ohne Archive, Bibliotheken und Museen ebenso wenig möglich wie eine nachhaltige Stadtwerbung und dauerhafte

kommunale Identität. Öffentliche Gelder, die in solche Einrichtungen fließen, sind gut angelegte Zukunftsinvestitionen!

Alken Bruns und das „BioLex“

Radbruchs Wunsch erfüllte sich 1993 zur 850-Jahr-Feier Lübecks mit den „Lübecker Lebensläufen aus neun Jahrhunderten“ und heute mit den „Neuen Lübecker Lebensläufen“, Zusammenstellungen der Lübeck betreffenden Lexikonartikel aus dem „Biographischen Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck“ – 304 Würdigungen von Lübeckern und Lübeckerinnen, darunter 42 Vorabdrucke aus dem noch nicht erschienenen Band 13. Beide Bände zeugen von der Sorgfalt und Umsicht, von den vielfältigen Kenntnissen und Interessen Alken Bruns'. Hier seien nur zwei seiner eigenen Beistauern genannt, weil sie „Eigenart und Fülle“ der Lübeckischen Geschichte in besonderer Weise widerspiegeln: der über den Lübecker Stadtkommandanten François Vicomte de Chasot (1716-1797), verheiratet mit Camilla Torelli, der Tochter des Malers Stefano Torelli, sich in diesem Raum des Lübecker Rathaus, dem Audienzsaal, mit seinen Gemälden verewigte, und der über den Kaufmann Johann Daniel Jacoby (1798-1847), weit gereist und welterfahren wie Chasot, dem Alken Bruns Gerechtigkeit widerfahren lässt: „Der Sache nach wiesen seine reformerischen Aktivitäten aber in die Zukunft und bereiteten zumindest mittelbar den Boden für eine liberale Reformbewegung, die seit der Mitte der 1840er Jahre dann auch in Lübeck an Einfluss gewann.“

Von der „Biographischen Datenermittlung im Archiv der Hansestadt Lübeck“ hat Alken Bruns kenntnisreich und anschaulich 2000 im „Lübeckischen Jahrbuch“ „Der Wagen“ berichtet, dieser so schätzbaren kulturgeschichtlichen Lubecensie, deren Jahrgänge 2002, 2004 und 2006 er herausgegeben hat. Neben seinen Artikeln für das „Biographische Lexikon“ und das „Lübeck Lexikon“ – von Otto Anthes und Steffen Arndes bis Johann Wittenborg und Jürgen Wullenwever – verdanken wir Alken Bruns den mit Dieter Lohmeier herausgegebenen Band „Die Lübecker Buchdrucker im 15. und 16. Jahrhundert. Buchdruck für den Ostseeraum“, gehaltreiche Aufsätze über des Aufklärers Christian Ludwig Liscow Lübecker Satiren, die Ibsenrezeption in Lübeck um 1890 und das „Jahrhundertende im Weltwinkel“, dessen Anfang ich aus dem Band 9 des Thomas-Mann-Jahrbuchs von 1996 als Beispiel für Sprachkunst und historischen Blick, in

diesem Fall für die Zeit um 1900, zitieren möchte: „Das Lübecker Bürgertum der Jahrhundertwende, von dem man in der Buddenbrooks-Literatur oft liest, es habe sich im Zustand tiefen Verfalls befunden, war in Wirklichkeit quicklebendig. Handel und Gewerbe blühten, die Stimmung war gut, es wurde viel gefeiert. Kaisers Geburtstag im Januar und der Sedantag im September waren Volksfeste auf der Straße mit Fackelumzügen, Militärmusik, Zapfenstreich, mit großer Reveille, Gedenkgottesdiensten und Glockengeläut von allen Hauptkirchen, und von den Türmen der Marien- und Jakobikirche wurde Nun danket alle Gott posaut. Der Militärumszug am nationalen Sedantag aber wurde immer so gelegt, dass er am Haus des derzeitigen Bürgermeisters vorbeiführte. Dort wurde haltgemacht, und die Musik spielte drei Stücke. Es herrschte also nationale Erregtheit, und dem Kaiser wurde gegeben, was des Kaisers ist, aber nicht ohne Reverenz vor dem Oberhaupt der freien Stadt“.

Alken Bruns als Biograph

Alken Bruns' Kieler Dissertation galt den deutschen Übersetzern skandinavischer Literatur von 1860 bis 1900. Er hat zudem selbst skandinavische Literatur übersetzt. Als Tugenden des Übersetzers hat Christa Schuenke jüngst in der „Neuen Zürcher Zeitung“ „lauschen, denken, dienen“ genannt, Tugenden, die dem Historiker allemal gut anstehen. Arno Borst, einer der großen Mediävisten unserer Zeit, hat in seinen autobiographischen Notizen dazu festgehalten: „Wenn sich die aktuelle Perspektive änderte, blieb die gelehrte Lesart davon nicht unberührt; Historiker leben in ihrer Gegenwart. Das entbindet sie nicht von der Pflicht zu handwerklich sauberer Arbeit an den Überresten der Vergangenheit. Aber auch sie bringt ihnen bei, dass keiner der jetzigen und der früheren Aspekte das ganze geschichtliche Leben umfasst, jeder es nur in Bruchstücken spiegelt. Was sie leisten können und müssen, ist lebenswichtig genug: dem vielstimmigen Gespräch der vor ihnen Gestorbenen zuzuhören und es für die nach ihnen Geborenen aufzuzeichnen“. Arno Borst sah darin, dem für die moderne Kulturgeschichte so wichtigen wie anregenden niederländischen Historiker Johan Huizinga folgend, einen Beitrag zur „Pflege der geistigen Formen, die uns zu Mitmenschen des Gegenwärtigen, Vergangenen und Zukünftigen macht“. Von dieser Einstellung führt noch einmal eine Brücke zu Gustav

Radbruch. In seiner „Einführung in die Rechtswissenschaft“, die erstmals 1909 und zuletzt, herausgegeben von Konrad Zweigert, 1980 erschien, hieß es: „Einem jeden ist er wohl einmal begegnet, der alte Richter mit seinem verständnisvoll und überlegen alles Menschliche überschauenden Auge, prinzipienstreng und doch von einer wortlos geübten Milde, unparteilich über den streitenden Gesinnungen und doch in seiner unerschütterlichen Rechtschaffenheit selbst nicht gesinnungslos.“

Bürgergeist, Bürgersinn und Bürgerkultur als Verpflichtung

Dieser „alte Richter“ war ein Lübecker: Martin Funk (1835-1922), tätiges Mitglied der „Gemeinnützigen“, aktiv in der Schillerstiftung, in der Bürgerschaft und in seiner Kirchengemeinde, der Marienkirche, wie auch im Verein für Lü-

beckische Geschichte und Altertumskunde. Auch ihn hat Alken Bruns gewürdigt. Funks Autobiographie und 77 seiner Hefte mit lübeckischen Biographien verwahrt das Archiv der Hansestadt Lübeck. Bürgergeist, Bürgersinn und Bürgerkultur, das belegen die „Lübecker Lebensläufe“ und die „Neuen Lübecker Lebensläufe“, bleiben verpflichtende Traditionen, Herausforderungen für Gegenwart und Zukunft eines Gemeinwesens, das sich seiner „Eigenart und Fülle“ bewusst ist, sie zu erhalten und zu mehren sucht. Bürgergeist, Bürgersinn und Bürgerkultur, dies zeigt die Geschichte des letzten Jahrhunderts in aller Deutlichkeit, sind keine Selbstverständlichkeit, sie müssen stets von neuem geschaffen und erworben werden. Die „Lübecker Lebensläufe“ und die „Neuen Lübecker Lebensläufe“ sind dafür ein verlässlicher Wegweiser, dem sich viele Leserinnen und Leser anvertrauen sollten.



Lübecker Lebensläufe aus neun Jahrhunderten

Band 1
16 x 24 cm, 440 Seiten, 77 Abb., gebunden
ISBN 978-3-529-02729-1, € 35,00

Neue Lübecker Lebensläufe

Band 2
16 x 24 cm, 640 Seiten, zahlr. Abb., gebunden
ISBN 978-3-529-01338-6, € 35,00

289 Männer machen Lübeckische Geschichte, aber 15 Frauen auch...

Neugier, die Lebensläufe von Mitmenschen auch vergangener Zeiten kennenzulernen, gehört wohl zu den charakteristischen Eigenschaften der Menschheit. Vergleiche darf man ziehen, Einsichten gewinnen, Unbekanntes entdecken oder auch Bekanntes richtiggestellt finden. Ja, der Biographie darf auch Unterhaltungscharakter nicht abgesprochen werden. So schlüpft Lübeckische Historie ganz unauffällig ins Bewusstsein des Lesers.

Heinrich Mann und die Demo am 27. März

Tagung der Heinrich-Mann-Gesellschaft

Von Jürgen-Wolfgang Goette

Zusehen und Abwarten empfand Heinrich Mann als unrühmlich. „Habt Mut! Widersteht dem Unheil, so lange es bei euch nicht offen ausgebrochen ist.“ Dieser Appell von Heinrich Mann stammt aus seinem Essay „Mut!“ (1939). Aus Anlass der Wiederkehr des Tages, an dem Lübeck bombardiert wurde (27. März 1942), marschierten einige Hundert Nazis auf, um der Bombenopfer zu „gedenken“ und die deutsche Verantwortung für den Krieg zu leugnen. Einige Tausend Bürger demonstrierten gegen den Versuch der Umdeutung der Geschichte. Heinrich Mann hat immer betont, dass auch der Schriftsteller Verantwortung trägt; er soll sich zu Wort melden und sich einmischen. Der Titel seines berühmtesten Essays, „Geist und Tat“, war auch das Leitmotiv der diesjährigen Heinrich-Mann-Tagung. Zu bedauern war allerdings, dass durch die Parallelität der Termine (Demo und Tagung) nicht alle Interessierten an der Tagung teilnehmen konnten, weil sie nicht durch die Sperren kamen oder weil sie sich lieber an der Demo beteiligen wollten – so auch der Berichterstatter. Da Gefahr besteht, dass der Nazi-Aufmarsch auch in den nächsten Jahren am selben Wochenende wie die Tagung stattfindet, wäre für diese ein anderer Termin wünschenswert.

Vor 100 Jahren erschien Heinrich Manns Essay „Geist und Tat“. Mann fordert darin den engagierten Schriftsteller, ein wichtiges Thema seines Lebens. Die Tagung beschäftigte sich schwerpunktmäßig mit den Essays aus den 30er Jahren. Es wurde mit Recht betont, wie aktuell und klar diese – leider weithin unbekannten – Essays sind. So schreibt Heinrich Mann 1932: „Ich ersehne den übernationalen Staat und nicht nur im allgemeinen der europäischen Staatenbund, sondern ohne Umschweife seinen nächsten Anfang, den Bundesaat Deutschland-Frankreich: weil er allein den wirklichen Tatsachen ihre natürliche Auswirkung und den Menschen die Freiheit verspricht.“ Ein einzelnes Land sei in Europa nicht mehr lebensfähig. Helmut Scheuer (Bonn) machte deutlich, dass Heinrich Mann die Begriffsreihe Hass, Irrationalismus, Nationalismus ablehnt, stattdessen Vernunft, Internationalismus und Sittlichkeit fordert. Streitlust, Optimismus und sprachliche Expressivi-

tät seien Kennzeichen dieser Essayistik. Heinrich Mann habe keinen Widerspruch darin gesehen, verschiedene Identitäten zu leben, er habe sich gleichzeitig als Deutscher, als Europäer und als Weltbürger gefühlt.

Wolfgang Klein (Berlin) zeigte auf, dass nach Heinrich Mann der Geist auch die Macht braucht. Mann war deshalb immer auf der Suche nach Bündnispartnern. Er sah in den Konzernen, einigen Adligen und den Nazis den Feind. Als Bündnispartner suchte er das Proletariat, aber auch



Heinrich Mann, um 1930

(Foto: Heinrich-Mann-Archiv, Berlin)

Teile des Bürgertums. Klein machte deutlich, dass Heinrich Mann die Appeasement-Politik der Westmächte abgelehnt habe. Klein bedauerte, dass die Essays, die jetzt in mehreren Bänden vorliegen, denen noch weitere folgen sollen, nicht wahrgenommen würden, während z. B. die Neuausgabe der schändlichen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ von Thomas Mann in allen Feuilletons dieser Tage breit und weitgehend positiv rezipiert wurden. Im Gespräch wurde eine mögliche Erklärung genannt: Die Deutschen wären denselben Irrtümern erlegen gewesen wie Thomas Mann und hätten sich insofern mehr mit diesem identifizieren können. Heinrich Mann sei in vielen Punkten klarsichtig ge-

wesen. Aber Leute, die Recht haben, mag man nicht so sehr.

Cordula Greinert (Osnabrück) ergänzte die Liste der Bündnispartner noch: Priester, Ehefrauen von Industriellen, Offiziere und katholische Bauern. Mann habe die Antikriegsstimmung in Deutschland als Chance gesehen. Er habe auch gesehen, wie sich die Gesellschaft immer mehr zerteile, die wenigen Reichen würden immer reicher, die Armen immer ärmer, und vor allem hätten die Mittelschichten an Macht und Ansehen verloren. Er habe daher auf eine Revolution in Deutschland gesetzt. Schon in Arbeitsbummelei habe Mann Anzeichen wachsenden Widerstandes gesehen. In der Diskussion wurde die Frage gestellt, ob Heinrich Mann nicht zu optimistisch gewesen sei, ob er vielleicht Meldungen zu wenig hätte prüfen können. Aber es wurde darauf hingewiesen, dass Heinrich Mann in seinen Briefen viel skeptischer war. Er habe aber mit seinen Aufrufen etwas bewirken wollen, er habe Mut machen wollen, daher rühre der stark zu spürende Optimismus in diesen Essays.

Außerdem sprachen noch Volker Riedel (Berlin) über „Geist und Tat“ in Heinrich Manns Essayistik und Friedhelm Marx (Bamberg) über Thomas Manns 1931 gehaltene Geburtstagsrede an seinen Bruder („Vom Beruf des deutschen Schriftstellers in unserer Zeit“).

Es passte gut, dass in diesen Tagen der Film „Henri 4“ zu sehen war, ein Film nach Heinrich Manns großem im Exil geschriebenen Roman „Die Jugend und die Vollendung des Königs Henri Quatre“. Im Mittelpunkt stehen dort Toleranz und soziales Handeln. Dieser „Volkskönig“ (aus dem 16. Jahrhundert) ist für Heinrich Mann so etwas wie eine Gegenfigur zu Hitler. Allerdings kommen diese Aspekte im Film zu kurz, der Film versinkt streckenweise im Blut der Gewalt. Es ist zwar von der „Gewalt der Güte“ als Gegenbegriff die Rede, aber sie wird nicht deutlich genug gemacht.

Peter-Paul Schneider, der Präsident der Gesellschaft, fasste die Tagung zusammen, dabei auch auf die Lübecker Demo anspielend: Man müsse dagegen halten, dürfe nicht resignieren, nichts zu tun, sei nicht möglich.

Die Welt im Kopf

Er war einer der eigenwilligsten Künstler der Region und als Radierer eine Koryphäe: Dem Maler und Grafiker Ekkehard Thieme (1936-1999), der den größten Teil seines Künstlerlebens im heimischen Flensburger Atelier verbrachte, ist eine umfangreiche Ausstellung in der Kunsthalle St. Annen gewidmet. Sie hat den Titel „Die Welt im Kopf“ und berücksichtigt ausschließlich frühe Radierungen des Künstlers.

Thiemes durchgeistigte Gedankenwelt, die sich oft auch auf literarische Quellen bezog, fand in den unterschiedlichsten Radiertechniken ihren subtilen Ausdruck. Da ist zum Beispiel „Oluf Braren in Landschaft“ (1970) zu nennen, eine dezentral und spannungsreich angelegte Komposition: In ihr vereinen sich Strichätzung, Schabung, Politur, Kaltnadel und Stich zu einer ungemein dicht gewirkten Bildsprache, die sich in Teilbereichen fast plastisch artikuliert.

Neben den frühesten Blättern aus Thiemes Studienzeit bei Alfred Mahlau und Georg Gresko in Hamburg ist der vollständige Moby-Dick-Zyklus ausgestellt. Den Melville-Roman hat der damals 23-jährige Künstler in eine entrückte Phantasiewelt, die „Welt in Thiemes Kopf“, transponiert. Dann wieder reine Radier-Delikatesse: „Raum mit Gitterform“ (1960) oder „Liegender Mann“ (1963), Arbeiten, an denen man sich



nicht sattsehen kann. Der mit zahlreichen Kunstpreisen und Stipendien ausgezeichnete Künstler hatte von 1974 an eine Professur an der Fachhochschule für Kunst

und Gestaltung, Kiel. Die sehenswerte Ausstellung (Katalog 35,50 Euro) läuft bis 28. April.

Peter Holm

Literatur im Gespräch: Mario

Begleitend zur Ausstellung über Thomas Manns Erzählung „Mario und der Zauberer“ wurde am 24. März im Lübecker Buddenbrookhaus im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Literatur im Gespräch“ das Problem der politischen Verführbarkeit durch faschistische Ideen mit Christina Ulrich besprochen.

Thomas Mann, der in den zwanziger Jahren den Übergang seiner schriftstellerischen Existenz „aus dem Metaphysisch-Individuellen ins Soziale („Lebensabriss“, 1930) vollzogen hatte, ließ es bewusst geschehen, dass „im Lauf der Erzählung aus dem Privaten ... etwas Kritisch-Ideelles, Moralisch-Politisches“ erwuchs, wie er es in einem Brief an O. Hoerth vom 12. Juni 1930 formulierte. Er deutete die Novelle rückblickend als modellhafte „Warnung durch das diktatorische Wesen“ („On

Myself“, 1940), eine Deutung, an die nach 1945 vor allem Hans Mayer anschloss, die in der neueren Forschung bis heute jedoch relativiert wird, nicht nur, weil nachträgliche Rücksichtnahmen auf die gewandelte Rezeptionssituation durchaus häufig bei Thomas Mann sind, sondern auch, weil vor dem Hintergrund des Mann'schen Werkzusammenhangs „weiterhin Kritik und Erklärung der Künstlerexistenz mit den Mitteln Schopenhauers, Nietzsches und Wagners“ – so Manfred Dierks – strukturbestimmend bleiben. Entsprechend lässt sich in dem homoerotischen Gaukler, der seinen Körperfehler durch Willensanspannung kompensiert, außer der Personifikation des faschistischen Verführers auch jener Typ des künstlerischen Menschen, jenen „Herosen aus Schwäche“ sehen, den Thomas Mann im-

mer wieder zu gestalten versucht hat. Gerade aus Cipollas magisch-künstlerischen Zügen erklärt sich das vom Verhalten des übrigen Publikums abweichende, merkwürdige Interesse des Erzählers. Es ist das gleiche ironisch-kritische Interesse, das Thomas Mann, der sich selbst gern scherzhaft einen „Zauberer“ nannte, 1938 in „Bruder Hitler“ seine „peinliche Verwandtschaft“ mit dieser „abscheulichsten Erscheinungsform des Künstlertums“ erkennen ließ.

Die engagierte und versierte Moderatorin Christina Ulrich wurde bei dieser Veranstaltung des „Fördervereins Buddenbrookhaus e. V.“ nach einer regen Diskussion von den zahlreichen Zuhörerinnen und Zuhörern mit sehr viel Beifall bedacht.

Lutz Gallinat

„Die Affäre Rue de Lourcine“ in den Kammerspielen

Von Klaus Brenneke

Irgendetwas Besonderes muss ja dran sein an der „Affäre Rue de Lourcine“, wenn das Theater Lübeck die Farce von Eugène Labiche (1815-1888) nach gut 15 Jahren erneut ins Programm nimmt. In der Tat ist der dem Stück zugrunde liegende Einfall umwerfend: Die Schwere-
nörter Lenglumé und Mistingue deuten nach durchzechter Nacht vermeintliche Indizien falsch und sehen Anlass zur Befürchtung, in ihrem alkoholisierten Zustand eine Kohlenhändlerin umgebracht zu haben. Daraufhin werden die beiden von Hause aus unbescholtenen Bürger

erst richtig gefährlich, indem sie nunmehr meinen, Mitwisser und schließlich einander umbringen zu müssen. Dazu kommt es glücklicherweise aber nicht, denn allmählich kehrt die nötige Klarheit in ihre Köpfe zurück. Alles endet friedlich – und nach kaum mehr als einer Stunde ward das Premierenpublikum in den just einsetzenden Platzregen entlassen.

Wie schon Ende 1994, als Andreas von Studnitz' Inszenierung im Theaterhaus an der Dr.-Julius-Leber-Straße stattfand, weil das Haus an der Beckergrube saniert wurde, werfen wir die Frage auf, warum man

nicht die Gelegenheit genutzt hat, nach langer Zeit wieder einmal einen Einakter hinzuzunehmen, auf dass sich die Länge des Theaterbesuchs auch für von weither angereiste Besucher lohne. Wobei gern eingeräumt sei, dass der diesjährige Spielplan ansonsten genügend anspruchsvolle und umfangreiche Stücke bereithält.

Nehmen wir nunmehr den Abend, wie er ist. Die sehr bedächtige Gangart der Inszenierung von Kristo Sagor, dem wir vor zwei Jahren als Autor und Regisseur eine eindrucksvolle „Werther“-Adaptation zu verdanken hatten, ist zum einen der mangelnden Länge der Vorlage geschuldet, andererseits aber auch durch die Ausgangssituation gerechtfertigt, den „Filmriss“ der beiden Zechfreunde, die nach einem Jahrgangstreffen ihrer alten Penne in Lenglumés Bett gefallen sind. Das Dilemma des Hausherrn ist zudem, dass er sich am Vorabend heimlich aus dem trauten Heim geschlichen hat, unbemerkt von seiner Frau Norine ...

In dieser Rolle erinnert Robert Brandt von ferne an Molières Argan, freilich mit dem Unterschied, dass er kein eingebildeter Kranker, sondern im Grunde ganz schön malade ist. Wie er erst ganz allmählich zum – falschen – Bewusstsein seiner Lage zurückfindet, ist in seiner Bizarrerie von Mitleid erregender Tragikomik. Neben ihm spielt Sven Simon – wie schon 1994 – als Mistingue die zweite Geige mit Clownerien und chaplineskem Humor. Jörn Kolpe, der Werther aus der oben erwähnten Inszenierung, behält als versteckt dreister Diener Justin einen kühlen Kopf, und Andreas Hutzel gibt Lenglumés glatten Anverwandten Potard, der seinerseits mit Geldnöten in der Bredouille steckt.

Und Ulrike Knospe als resolute Ehegattin Norine? Ein Überraschungseffekt eigener Art ist, dass sie nach kurzer Zeit als Teil des anfangs noch wohlgeordneten Belle-Epoque-Interieurs ihr Haupt erhebt, einer von vielen originellen Einfällen von Ausstatter Sebastian Kloos. Nicht ganz so einfallsreich, wie sonst meist üblich, ist der Musikanteil aus der Feder Sebastian Katzers. Gleichwohl ist das gepflegte Klavierspiel des ähnlich wie Diener Justin stilvoll gewandeten Pianisten Nils Tunkel erwähnenswert.

Das Premierenpublikum, darunter auffallend viele Schüler, sparte nicht mit kräftigem Beifall.



Robert Brandt (Lenglumé), Sven Simon (Mistingue), Jörn Kolpe (Justin)

(Foto: Lutz Roeßler)

Combinale: Des Pudels Kern

Von Rudolf Höppner

Es waren wohl englische Studenten, die als erste vor etwa 20 Jahren Kurzfassungen von Shakespeares Tragödien auf dem Rasen des College ihrem Publikum zum Vergnügen darboten. In der ironisch bescheidenen Ankündigung seiner Uraufführung bietet das Theater Combinale mit „Des Pudels Kern“ Dramen von Schiller, Goethe und Shakespeare „genial gekürzt“ an. Aber hier ist nicht nur der Text gekürzt, sondern auch das Ensemble: Ulli Haussmann ist der alleinige Darsteller.

In effektiver Zusammenarbeit mit der Regisseurin Stephanie Kunz löste er die doppelte Aufgabe: Die sprachlich gefällige Kürzung behält jeweils eine klare Linie. Dadurch bleibt der originale Handlungsablauf auch für diejenigen verständlich, denen die Originalwerke nicht oder nicht mehr geläufig sind. Eingefügte aktuelle Anspielungen passen erheiternd dazu.

Die Reduktion des Ensembles gelang durch variierende dramaturgische Konzepte. In Schillers „Wilhelm Tell“ werden Requisiten zu Spielfiguren: Toblerone-Stäbe sind Tell und Gessler, Käsewürfel bilden das Schweizer Volk. In Shakespeares „Othello“ spielt Haussmann den Jago, die übrigen Rollen werden von

Plüschtieren übernommen. Bei „Romeo und Julia“ sind es schwebende Luftballons, die für Personen stehen. „Macbeth“ wird als Monolog erzählt mit einer Parodie von Goethes „Erlkönig“ als formalem Rahmen. Und Goethes „Faust in fünf Minuten“ als (geplante) Zugabe präsentiert Ulli Haussmann als Fingertheater.

Unterstützt wird die Präsentation durch das variable Bühnenbild von Matthias Moebius – funktionale Kästen, aus denen zum Beispiel sowohl die Eiger-Nordwand als auch Julias Balkon sich unter tätiger Assistenz des Technikers Tobias Pupp zusammenstellen lässt. Jakub Staniewski am Keyboard untermalt jeweils passend das Geschehen, ob nun mit Chopins Revolutions-Etüde während des Rütli-Schwurs oder mit schaurigen Geräuschen bei Macbeths Begegnung mit den Hexen.

Innerhalb dieser Konzeption und einer bis ins kleinste Detail präzisen Inszenierung von Stephanie Kunz spielt Ulli Haussmann seine vielfältigen darstellerischen Fähigkeiten aus, so z. B. die Variation der unterschiedlichen Stimmen in den Dialogen, die schnelle Wandlung von einer in die andere Person oder die



Ulli Haussmann erzählt und spielt „Macbeth“
(Foto: Theater Combinale)

ausdrucksvolle Handhabung der Figuren und der „spielenden“ Requisiten. Und das alles in einem hohen Tempo, sodass aus den tragischen Stücken geistreiche Komödie wird. Es gelingt, die Zuschauer zum Lachen zu bringen, ohne dass die Substanz der Originale ins Lächerliche gezogen wird. Und das hat seine Berechtigung, schließlich werden in der Londoner TIMES Shakespeares Tragödien unter der Rubrik ENTERTAINMENT angekündigt. Und das Premierenpublikum – um im Kontext zu bleiben – „was amused“.

Begeisternde Grenzüberschreitungen

Von Wolfgang Pardey

Grenzüberschreitungen prägten das 6. Sinfoniekonzert der Lübecker Philharmoniker, die zu einem Riesenorchester gewachsen waren und Musik mit einer Tendenz zur Kunstsynthese aus dem frühen 20. Jahrhundert spielten. Alexander Skrjabin verknüpfte als Synästhetiker Töne mit anderen Sinneseindrücken, verfolgte die Idee, in Konzerten Musik mit Licht, Farben und sogar Düften zu verbinden, hing einer mystischen Privatreligion an, in der letztlich Licht und Geist die Welt ekstatisch erfüllen. Man mag solchen auf die Totale zielenden Ideen, die später im Programm ähnlich auch bei Richard Strauss auftauchten, heute skeptisch gegenüberstehen, Skrjabins „Le Poème de l'Exstase“ zeigte sich in der MuK als luxuriöse, hoch komplexe Musik, deren pointillistische Motivtechnik das Hören nicht leicht macht, die jedoch in einer hervorragenden Darstellung wie durch das

Lübecker Orchester unter GMD Roman Brogli-Sacher große Kraft entfaltet.

Der Dirigent achtete auf Transparenz des Klangbildes, in dem die Holzbläser zu Beginn, dann die Trompete und die übrigen Blechbläser, die Streicher und Konzertmeister Carlos Johnsons Solo feinglänzten, die dichte Atmosphäre sich mit rhythmischer Agilität zusammenschloss und schließlich auch die Schlussapothese vor allem elegant klang. Brogli-Sacher vermied alle Spintisiererei, orientierte sich an der musikalischen Substanz und verdeutlichte so die kalkulierte Suggestion der Musik. Nachdem Strauss Werke der Weltliteratur wie „Don Quijote“ oder „Zarathustra“ in die Musik gezogen hatte, tauchte in der „Alpensinfonie“ eine ganze Naturregion musikalisiert auf.

Zu einem audiovisuellen Gesamtkunstwerk entwickelte Tobias Melle, Fotograf und Musiker, das Werk mittels einer

Live-Bildprojektion, die hinter dem Orchester auf einer Großbildleinwand schön und überzeugend die Bergbesteigung mit Panoramabildern aus dem Tagesrhythmus, mit Aufnahmen von Wiesen, Wasserfall, Sonne und Mond, Blitz und Donner, Faunaausschnitten verdeutlichte. Natürlich zieht NELLE neben der Musik eine vorgegebene zweite Verständnisebene ein, die auch der Fantasie überlassen werden könnte, doch erwies sich das Erlebnis von Strauss' monumentalem Gründerzeitgemälde mit Nelles sanft überblendeten Fotos als durchaus wirkungsvoll, da die Gigantomanie der Partitur relativiert wurde. Das Orchester mit Streichern, allen denkbaren Blasinstrumenten, Orgel und Kuhglocken ließ die Farbenpracht der Musik aufstrahlen und begeisterte mit seinem Chefdirigenten durch eine raffinierte und detailschöne Interpretation. Ein großer Erfolg.

Dreißig Jahre russische Musiker in Lübeck

Von Marlies Bilz-Leonhardt

Wohl in keiner anderen Stadt Deutschlands erlebte das russische Musikleben bereits vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion einen so rasanten Aufschwung wie in Lübeck. Er begann 1980 mit der Berufung von David Geringas auf eine Professur an die Musikhochschule Lübeck. Der in Moskau bei Mstislav Rostropowich ausgebildete international konzertierende Cellist Geringas, ein Musiker von Weltgeltung, trug den Ruf unserer Musikhochschule in die Welt hinaus. Von überall her kamen hochbegabte junge Cellisten als Schüler in seine Klasse. Mit der Berufung des russischen Geigenpädagogen Zakhar Bron, der 1990 von Novosibirsk an die Musikhochschule Lübeck wechselte und die „Wunderkinder“ Vadim Repin, Maxim Vengerow, Natalja Prischepenko und Nikolaj Madojan mitbrachte, schwoll der Zustrom bedeutender junger Nachwuchstalente weiter an. Bron hatte im Sommer 1988 einen Meisterkurs beim Schleswig-Holstein Musikfestival gegeben, bei dem er seine Meisterschüler vorstellte. Er sprach mit dem Gründer und damaligen Intendanten des Festivals, Justus Frantz, über seinen Plan, mit seinen Schülern im Westen zu bleiben. Er bat Frantz, ihm zu einer Professur an einer deutschen Musikhochschule zu verhelfen. Seine Meisterschüler sollten mitkommen. Frantz war begeistert, sah aber auch die Schwierigkeiten, einen russischen Geigenpädagogen mit sehr jungen Schülern auf Dauer nach Deutschland zu holen. Frantz verfügte über hervorragende Kontakte zum schleswig-holsteinischen Kultusministerium, das einen erheblichen Teil seines Festivals finanzierte. Er fand in Dr. Peter Kreyenberg, Staatssekretär im Kultusministerium, einen mächtigen Unterstützer. Eine Professur für Bron an der einzigen Musikhochschule Schleswig-Holsteins und die Aufnahme seiner „Wunderkinder“ in die dortige Vorschule versprach Glanz nicht nur für die Hochschule, sondern für das ganze Land. Es war klar, dass der Weg dornig sein würde. Zunächst galt es, Günter Binge, Rektor der Hochschule, zu überzeugen. Das erwies sich als problemlos. Die Berufung eines international renommierten Geigenpädagogen wie Zakhar Bron begriff Binge sofort als eine einmalige Chance. Er weihte zunächst nur wenige Vertraute ein. Eine Professur für Geige war nicht frei. Es musste eine neue

Stelle geschaffen werden. Ein „normales“ Berufungsverfahren, gar die übliche Dreierliste, war nicht möglich. Binge brauchte ein positives Votum der Gremien, in denen die Stimmen der Professorenschaft den Ausschlag geben. Viel Überzeugungsarbeit war nötig, sie für eine Berufung Zakhar Brons zu gewinnen. Einige



Zakhar Bron 1990 in der Musikhochschule

lehnten sie strikt ab. Dabei ging es nicht um die Person Zakhar Bron, es gab allgemein Vorbehalte gegen die „russische Geigenschule“. Als dann die Possehl-Stiftung sich bereit erklärte, die Mittel für eine auf zwei Jahre begrenzte Professur zur Verfügung zu stellen, zeigte sich ein Silberstreifen am Horizont. Bron wartete derweil in Essen mit seinen Schülern auf die Entscheidung aus Lübeck. Lehrer und Schüler hatten bei der Familie Steurer in Essen Unterkunft gefunden. Deren Tochter Natalia, eine begabte junge Geigerin, hatte an dem Meisterkurs von Bron beim Schleswig-Holstein Musikfestival teilgenommen. Sie sollte Brons Schülerin werden, aber möglichst nicht in Novosibirsk, sondern in Deutschland. In Essen wartete man angstvoll und gespannt, wie sich die Dinge in Schleswig-Holstein entwickeln. Ein weiteres gravierendes Problem musste gelöst werden. Brons Visum war abgelaufen, genau wie die Visa seiner Schüler. Nach zähen Verhandlungen mit den zuständigen Behörden in Kiel und Lübeck wurde eine Lösung gefunden. Auch Russland musste dem Verbleib dieser hochklassigen Geiger im Westen zustimmen. Die Regelungen für Reisen russischer Künstler und Wissenschaftler in den Westen waren zu der Zeit sehr restriktiv. Nur wenigen herausragenden Vertretern wurde dies gestattet. Ein Wechsel in den Westen für längere Zeit war noch

schwieriger. Bron erhielt die gewünschten Genehmigungen für sich und seine Schüler. Darüber, wie dies gelang, wurde Still-schweigen vereinbart.

Die Gremien stimmten der Berufung schließlich zu. Im Januar 1990 konnte Bron seinen Unterricht in Lübeck aufnehmen. Er entfaltete ein von Disziplin und hohen Anforderungen geprägtes reges Unterrichtsleben. Brons Klassenabende wurden zu den gefeierten Höhepunkten des Semesters. Seine Schüler gewannen zahlreiche Preise bei internationalen Wettbewerben: Vadim Repin den 1. Preis beim Reine-Elisabeth-Wettbewerb in Brüssel und Maxim Vengerow u. a. den Carl-Flesch-Wettbewerb in London. Damit wurde die Lübecker Musikhochschule schlagartig zum Anziehungspunkt für begabte junge Geiger aus aller Welt. Das erregte die Aufmerksamkeit der Medien. Zeitungsreporter und Teams von Radio und Fernsehen wurden zu ständigen Gästen der Musikhochschule. Als „Zirkus Bron“ bezeichneten einige den Wirbel um Bron und die artistischen Fähigkeiten seiner Schüler. Mit seinen besten Schülern reiste Bron zu Meisterkursen und Konzerten durch die Welt. Vadim Repin, Maxim Vengerow, Natalia Prischepenko und Nikolaj Madojan, damals fast noch Kinder, spielten schon in Konzerthallen wie der „Carnegie Hall“ in New York und der „Royal Albert Hall“ in London. Sie faszinierten Musikliebhaber, wo immer sie auftraten. Sogar die britische Königin empfing sie zu einer Privataudienz auf Schloss Balmoral.

Russisch-jüdische Musiker im Kolosseum

Nicht nur Bron sorgte in Lübeck für Aufregung, dies tat auch ein Benefizkonzert zugunsten junger Musiker in Israel im April 1992. Es geht auf eine Initiative des Pianisten Alexander Markovich zurück. Weihnachten 1991 trat Markovich vor einem begeisterten Publikum in der Musikhochschule Lübeck auf. Gäste waren die Mitglieder des Verbands „Frau und Kultur“. Ihm dankte die Hochschule jedes Jahr mit einem Konzert dafür, dass er die Hochschule finanziell unterstützt. Nach dem Konzert traf sich Markovich mit den Vertreterinnen von „Frau und Kultur“. Er berichtete von den Problemen



Natalia Prishpenko, Irina Vinogradova, (Klavierbegleiterin der Bronklasse) und Natalia Steurer 1990 in der Musikhochschule

von jungen, aus Russland nach Israel eingewanderten Musikern. Ihnen fehle das Geld, den Unterricht zu bezahlen, notwendige Instrumente seien unerschwinglich. Markovich warb dafür, für sie in Lübeck ein Benefizkonzert zu organisieren. „Frau und Kultur“ erklärte sich dazu bereit. Das Konzert fand am 10. März 1992 im Kolosseum statt. Vor einem begeisterten Publikum spielten u. a. Vadim Repin und Alexander Markovich, aus Israel kamen der damals erst vierzehnjährige, inzwischen sehr bekannte Trompeter Sergej Nakariakov sowie Anna Rosnovsky, Geigerin von „Israel Philharmonics“. Die Besucher waren hingerissen. Zwei Gäste sorgten für besondere Aufregung. Wenige Minuten vor Beginn des Konzerts erschien das Ehepaar Ariel und Lili Sharon in Begleitung des israelischen Botschafters. Lili Sharon war zu der Zeit Vorsitzende einer Wohlfahrtsorganisation in Israel, die sich für junge Musiker in diesem Land einsetzt. Dies und ihre enge Freundschaft zu Alexander Markovich waren der Grund für den Konzertbesuch des Ehepaars Sharon in Lübeck. Der damalige Wohnungsbauminister und spätere Ministerpräsident Ariel Sharon kam das erste Mal nach Deutschland. So gut wie niemand wusste von diesem Besuch. Bis zum letzten Moment war nicht klar, ob er stattfinden würde. Zwei Tage vor dem Konzert starb Menachim Begin. Jedermann erwartete, dass Sharon an dem Begräbnis teilnehmen würde. Dies geschah nicht, Sharon kam nach Lübeck. Es war ein Privatbesuch. Eine Pressekonferenz gab es nicht. Die Lübecker Nachrichten erwähnten die Anwesenheit des Ehepaars

Sharon nur sehr kurz in der Besprechung des Konzerts (LN, 12. März 1992).

Brons Schüler verlassen Lübeck, Bron später

Nach wenigen Jahren verließen erst seine Schüler, dann auch Bron Lübeck. Bron ging an die Hochschule in Köln, seine Schüler verstreuten sich über die ganze Welt. Maxim Vengerow, Vadim Repin, Laticia Honda-Rosenberg sind heute Stars der internationalen Musikszene. Natalia Prishpenko ging nach Berlin und erwarb als Mitglied des Artemis-Quartetts weltweiten Ruhm. Ein Schüler aber blieb mit seinen Eltern in Lübeck. Mit seinem Vater Vladislav war der junge Geiger Denis Goldfeld in die Bron-Klasse Lübeck gekommen. Mittlerweile ist auch er international bekannt. Vladislav Goldfeld ist Geiger wie sein Sohn. Vater und Sohn kannten Bron bereits aus seiner Zeit in Novosibirsk. Schon dort war Denis Goldfeld Brons Schüler. Regelmäßig besuchte Vladislav Goldfeld Brons Unterricht in Lübeck und lernte dabei viel für seine eigene Tätigkeit als Geigenlehrer an der Lübecker Musikschule. Mittlerweile hat auch er in Lübeck eine sehr erfolgreiche Klasse aufgebaut. Junge Talente wie Felicitas Schiffner begeistern hiesige Musikfreunde. Bald dürfte auch sie sich über die Grenzen unserer Stadt hinaus einen Namen machen. Russisches Musikleben ist also weiterhin in Lübeck zu Hause. Dies verdankt die Stadt auch der Zuwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. Als Zuwanderer kamen die Pianistin Bella Kalinowski und ihr Mann, der Bratscher Semjon Kalinow-

ski. Sie treten weltweit auf und haben auch in unserer Stadt schon zahlreiche Konzerte gegeben. Zuletzt im November 2009 im Behnhaus/Drägerhaus. Nach Brons Weggang wurde es ruhiger in der Lübecker Musikhochschule. Sie zählt weiterhin bedeutende Musiker zu ihren Lehrern. Einzelne herauszugreifen, steht der Verfasserin nicht zu. Sie maßt sich nicht an, die Qualität einzelner Lehrer zu beurteilen. Dass es an der Musikhochschule aber viele hervorragende Lehrer gibt, hat sie in vielen Konzerten erfahren.

Berichtigung

Betr. Heft 6, März, Seite 86
„Welche Auswirkungen hat die Fehmarnbelt-Querung?“

Unser Mitglied Herr Kohlschmidt machte darauf aufmerksam, dass sich in dem Artikel zwei geografische Fehler eingeschlichen haben, die hiermit korrigiert werden. Es muss statt Storströmbrücke Öresundbrücke heißen. Diese neue Brücke zwischen Schweden und Dänemark überquert natürlich nicht den Kleinen Belt, sondern den Öresund. Die Storströmbrücke verbindet die Inseln Seeland und Falster auf dem Weg von Süden nach Kopenhagen. Die Redaktion bittet, die Fehler zu entschuldigen.

Redaktionsschluss

für das am 24. April erscheinende Heft 8 der Lübeckischen Blätter ist am Mittwoch, 14. April.

Exklusiver Innenausbau Möbel aller Stilrichtungen

nach fremden
und eigenen Entwürfen
aus allen Jahrhunderten.

Planung · Beratung · Entwurf
Reproduktionen · Restaurierungen
handwerkliche Fertigung



Arps Möbelwerkstätten

Kronsfordter Hauptstraße 12
23560 Lübeck-Kronsforde
Tel. 0 45 08/74 81 + 18 25 · Fax 7 91 20
info@arps-moebel.de
www.arps-moebel.de

Museum für Natur und Umwelt

16. April, 17 Uhr

Frühling im Kannenbruch

Exkursion mit Reinhard Degener

Treffpunkt: Forsthaus am Kannenbruch
Mitte April ergrünen die Buchen im Kannenbruch, während die Frühlüher am Waldboden noch voll in Blüte stehen – eine der schönsten Zeiten im naturnahen Laubwald. Reinhard Degener vom BUND leitet den naturkundlichen Rundgang, der um 17 Uhr beginnt. Treffpunkt ist das Forsthaus am Kannenbruch (Kronsforde Richtung Bliestorf, Buslinie Dahmetal). Die Teilnahme ist kostenlos. Die Exkursion ist eine Kooperation des Museums für Natur und Umwelt und dem BUND.

18. April, 11 Uhr

Vom Dschungel ins Wohnzimmer – wie wir uns mit fremden Blättern schmücken

Dr. Regina Walther, Biologin, Hildesheim

19. April, 19.30 Uhr

Schätze aus der Tiefe – Montangeologische Streifzüge in den Ostharz

Hermann Heister

22. April, 19.30 Uhr

Die abenteuerliche Suche nach einer geheimnisvollen Libellengattung

Dr. Joachim Hoffmann, Biologe



Overbeck-Gesellschaft

11. April – 30. Mai, Overbeck-Pavillon
Nicholas Kahn & Richard Selesnick – „Eisbergfreistadt“

Das Projekt des New Yorker Künstlerduos Nicholas Kahn und Richard Selesnick

„dokumentiert“ die fiktive Geschichte eines Naturereignisses, das die Bürger von Lübeck 1923 in Aufregung versetzt. Ein riesiger Eisberg strandet an der Ostseeküste und überragt die alte Hansestadt. Es droht die Apokalypse. Doch erst einmal wird die Eisbergfreistadt errichtet, eine souveräne zollfreie Handelszone mit eigenem „Notgeld“. Eissegeln und Bergsteigen werden zu touristischen Attraktionen. Die Ausstellung zeigt eine in sich verflochtene Gesamtinstallation aus pseudodokumentarischen Gegenständen und Panoramafotografien, die den Lebensstil der Ära der Weimarer Republik zwischen Glamour, Armut und Inflation in Szene setzt – ein subtiler Gegenwartsbezug zwischen Finanzkrise und Klimawandel. In Lübeck entwickelt die Geschichte ihren eigenen Reiz. Sie regt an, die Bilder der Ausstellung in der Realität der Hansestadt aufzuspüren.

Eröffnung: 11. April, 17 Uhr

Öffnungszeiten: Di – So, 10–17 Uhr

Musikhochschule

9. April, 20 Uhr,

Neue Musik im Ostseeraum

Auf dem Programm stehen Werke aus dem Baltikum (Osvaldas Balakauskas, Juste Janulyte, Helena Tulve), Finnland (Tomi Räisänen) und Lübeck (Dieter Mack, Oliver Korte, Robert Krampe). Von Benjamin Schweitzer wird als finnisch/lübsche Kombination der Zyklus „Kesä ja Talvi / Sommer und Winter“ auf Gedichte des „grand old man“ der finnischen Lyrik, Veijo Meri, zu hören sein.

Katharinenkirche

18. April, 14.30 Uhr

Die Rosen der Madonna Oper

Die Katharinenkirche wird zur Opernbühne: Im Hochchor der Katharinenkirche

erklingt die einaktige Oper „Die Rosen der Madonna“. Es ist die einzige Oper des Operetten-Komponisten Robert Stolz. Als besonderer Höhepunkt wurde dem Einakter das berühmte „Ave Maria“ des österreichischen Operetten-Meisters eingefügt, das von Mitgliedern der „Fackenburger Liedertafel“ gesungen wird.

Der Eintritt kostet 10,- €. Vorverkauf Buchhandlung Weiland erworben werden oder an der Tageskasse eine Stunde vor Beginn der Veranstaltung. Unter 69813 ist eine telefonische Reservierung möglich.

Gesellschaft für

Geographie und Völkerkunde

29. April, 19.30 Uhr, Lübecker Dielenhaus, Fleischhauerstraße 79

Vom Wissen der Dinge

Brigitte Templin M.A., Lübeck

Ethnologische Objekte sind Speicher des kulturellen Gedächtnisses und tragen ein unerschöpfliches Reservoir an Wissen in sich. Das macht sie in mehrfacher Hinsicht so kostbar und ihren Erhalt so wichtig. Der Vortrag stellt in einer repräsentativen Auswahl den Bestand der Völkerkundesammlung der Hansestadt Lübeck vor. Trotz hoher Qualität droht die Sammlung in Lübeck in Vergessenheit zu geraten. Anhand von Neuaufnahmen der Berliner Fotografin Ilona Ripke werden sowohl Spitzenstücke wie auch Alltagsgegenstände aus allen fünf Kontinenten in ihrem Bedeutungszusammenhang erläutert. Eintritt frei.

Lauenburgischer KunstVerein

11. April, 11 Uhr, GeesthachtMuseum Bergedorfer Straße 28, Geesthacht
Narrenprozession – Thomas Graff

40 Jahre als freischaffender Künstler
Der Mitbegründer des Lauenburgischen Kunstvereins blickt zurück

Eröffnung, 11. April, 11.00 Uhr

Öffnungszeiten: täglich 11 bis 17 Uhr



Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktorin: Antje Peters-Hirt, Königstraße 5,
23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,
Büro montags bis freitags von 9 bis 13 Uhr geöffnet

Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck Nr. 1-000017 (BLZ 230 501 01)

Stellvertretender Direktor: Helmut Wischmeyer

E-Mail: info@die-gemeinnuetzige.de

Internetadresse: www.die-gemeinnuetzige.de

Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER

www.luebeckische-blaetter.info

Herausgeberin: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 7 54 54, Telefax: 79 63 54. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Manfred Eickhölder, Telefon: (04 51) 5 80 83 24, E-Mail: manfredeickhoelter@t-online.de.

Die Zeitschrift erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,-. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Verlag und Druck: Max Schmidt-Römhild, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 70 31-207, Telefax: 70 31-242.
E-Mail: MSR-Luebeck@t-online.de.

Anzeigenberatung: B. Dürrmeier, E-Mail: bdurrmeier@schmidt-roemhild.com, Telefon: (04 51) 70 31-241, Fax: (04 51) 70 31-280.

ISSN 0344-5216 · © 2010

**SCHMIDT
RÖMHILD** DEUTSCHLANDS
ÄLTESTES
VERLAGS- UND
DRUCKHAUS



BESTATTUNGS-VORSORGE

Rufen Sie uns an. Wir beraten Sie vertrauensvoll.



schäfer & co
Bestattungsgesellschaft

23552 Lübeck · Balauerfohr 9
Tel. 0451-79 81 00 · Fax 7 27 77 · www.schaefer-co.de



R *Malermeister*
Manfred Rohde
Am Pohl 37 • 23566 Lübeck
Mobil: 01 72/4 33 36 07 Tel. 04 51/60 14 15
● anspruchsvolle Malerarbeiten ● und individuelle Beratung

An der Hülshorst 3 23568 Lübeck Telefax 0451 - 3885949
Heinz Deitlaff
Bau- und Möbeltischlerei
Einzelmöbel
Einbaumöbel
Innenausbau
Altbausanierung
Fenster und Türen
Sonderanfertigungen
Meisterbetrieb
Beratung Planung Fertigung Montage
Telefon 0451 - 3 28 14

Dr. W. Drücke · Dr. B. Klemt
Prof. Dr. B. Melsen · Dr. C. Peters
*Seriös, kompetent,
innovativ!*
Praxis Adolfstraße
Adolfstraße 1 · 23568 Lübeck
Telefon 0451 - 61 16-00
**Moderne
Zahnmedizin**
Fax 0451 - 3 68 78
www.praxis-adolfstrasse.de

Baustein Kopf

Kreativtraining Kopfzeichnen



€ 7,95

von DigoMari

Keine Angst vorm Kopfzeichnen! Dieses Zeichenbuch bietet eine Möglichkeit, die Grundlagen für das Kopfzeichnen zu erlernen. Das Konzept legt den Schwerpunkt auf freies, schwungvolles Arbeiten, um einen Einstieg ins Zeichnen zu finden. In einfachen kleinen Modulschritten wird das „Neuland“ Kopfzeichnen erprobt und handwerklich-technisch gefestigt. Mit Notensystem zur Überprüfung der eigenen Arbeit oder für die Anwendung im Schulbereich.

Die Künstlerin DigoMari gibt u.a. Kurse an der Kunstschule der Gemeinnützigen, der VHS und ist in der Lehrerfortbildung (IQSH) tätig.

62 Seiten, Format DIN A4, geheftet

ISBN 978-3-7950-7074-8



Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim

**SCHMIDT
RÖMHILD**

DEUTSCHLANDS ÄLTESTES
VERLAGS-UND DRUCKHAUS
SEIT 1579

Verlag Schmidt-Römhild · Mengstr. 16 · 23552 Lübeck
Tel. 0451/70 31 267 · Fax 0451/70 31 281
E-Mail: vertrieb@schmidt-roemhild.com
Internet: www.schmidt-roemhild.de

BUDDENBROOKHAUS



Schon kurz nach Erscheinen des Romans *Buddenbrooks* von Thomas Mann im Jahr 1901 wurde das Haus in der Mengstraße 4 „Buddenbrookhaus“ genannt. Die ungebrochene Popularität des Schriftstellers und seines Romans haben das Bild des Hauses in die ganze Welt getragen.

Dieser Bildband dokumentiert anhand zahlreicher Bilder und informativer Essays die wechselvolle Geschichte des Hauses in der Mengstraße 4 vom repräsentativen Bürgerhaus zum Schauplatz von Thomas Manns Roman *Buddenbrooks*.

€ 19,80

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

**SCHMIDT
RÖMHILD**

Verlag Schmidt-Römhild · Mengstr. 16 · 23552 Lübeck · Tel.: 0451 / 70 31-2 67 · Fax: 0451/70 31-2 81
e-mail: vertrieb@schmidt-roemhild.com · www.schmidt-roemhild.de